3
+
4

1962 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

12. JAHRG. APRIL·MAI

DISKUS

D 2442 E Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

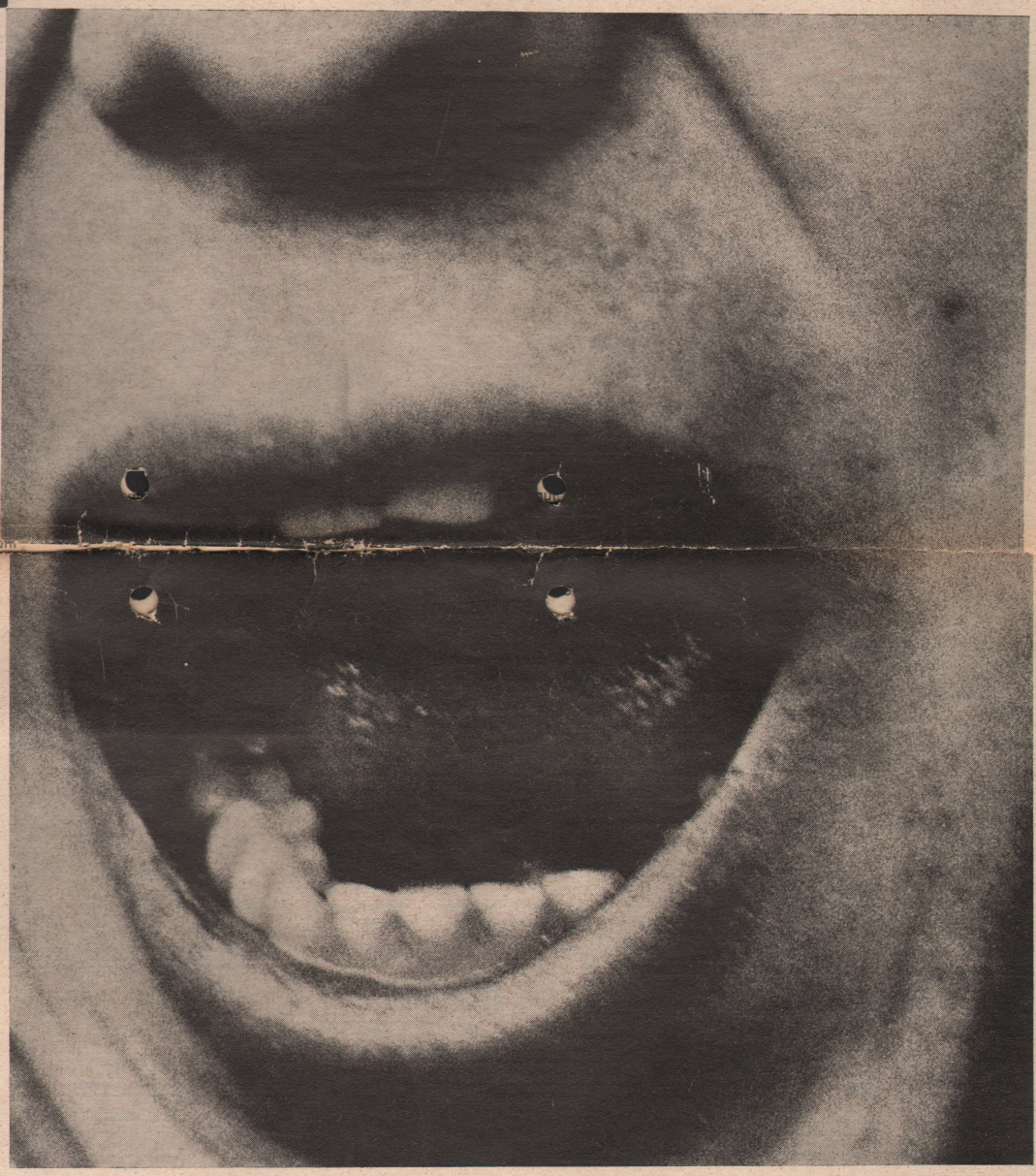


Foto: Abisag Tüllmann

DIE GROSSE LANGEWEILE

Alles in unserem provisorischen Staate geht seinen geordneten Gang. So jedenfalls will es scheinen. Wovon reden die Leute? Von den nächsten Ratenkäufen, vom VW 1500 (oder, bei höherem Einkommen, von irgendeinem Sportcoupé), vom Fernsehprogramm des Vorabends, vom Fußball, vom nächsten Urlaub. Trotz — oder wegen? — der Berliner Mauer, trotz FIBAG-Skandal, trotz Erhards zahlloser Jeremiaden, scheint das deutsche Volk westlich von Helmstedt politisch zu dösen. Langeweile liegt über dem Land — fast möchte man sagen: Friedhofsruhe.

Ist das ein Schade?

Es ist einer. In einer Zeit, da die Völker im Osten und Westen [illegible] Antworten auf die ungelösten politischen Fragen der Gegenwart und Zukunft [illegible]suchen, können wir uns politische Apathie und Ideenlosigkeit nicht leisten. In einer dynamischen Welt bedeutet Stagnation Rückschritt. Das sind Binsenwahrheiten.

II

Aha, könnte man denken: das geht gegen unseren Spaß am Konsum, gegen das Wirtschaftswunder, gegen den Wohlstand. Aber muß Wohlstand gleichbedeutend sein mit Entpolitisierung? Halten etwa diejenigen, deren Einkommen um ein vielfaches über dem Durchschnitt liegen, ihre Finger aus der Politik heraus? Nein: Am Wohlstand allein kann es nicht liegen, daß die Masse der Bevölkerung kein politisches Interesse zeigt.

Am Wohlstand allein kann es nicht liegen, daß die Masse der Bevölkerung darauf verzichtet, sich zur Atomrüstung in Ost und West zu äußern, daß sie darauf verzichtet die Politiker zu drängen, gangbare Wege zur Wiedervereinigung oder wenigstens zum Abbau der innerdeutschen Barrieren zu suchen. Am Wohlstand allein kann es nicht liegen, daß die Masse der Bevölkerung — von einigen Gewerkschaftsführern abgesehen — nahezu widerspruchslos den Vorwurf der Maßlosigkeit hinnimmt, von einem Mann, der die Großverdiener ungeschoren läßt und offen zu verstehen gibt, daß er die derzeitige Verteilung des Sozialproduktes für annähernd gerecht hält. Am Wohlstand allein dürfte es auch nicht liegen, daß kaum Proteste laut werden gegen die Verschleppung einer entschlossenen Reform des Bildungswesens, gegen die eigentümliche „freiwillige" Selbstzensur der Presse und der Kunst, gegen gewisse politische Ansprüche der sogenannten „beiden großen Konfessionen".

III

Welche anderen Erklärungen für das politische Desinteresse der Bundesrepublikaner bieten sich an? Das Mißtrauen gegenüber allem Politischen nach den Erfahrungen während der Weimarer Zeit und der Nazi-Ära? Vielleicht. Recht plausibel klingt auch die folgende Diagnose, die Gottfried Griesmayr in seiner lesenswerten Schrift „Ist Wiedervereinigung überhaupt noch möglich?" gegeben hat: „Das dreizehn Jahre lange Anstarren der ‚West-Wahrheit' hier, der ‚Ost-Wahrheit' drüben, die gebetsmühlenartige Wiederholung der Vokabeln der ‚Freien Welt' hier, der Parolen des ‚Sozialistischen Lagers' drüben, sind Kainszeichen der Spaltung und Lähmungserscheinungen des Geistes. Das ‚Zwei-Welten-Dogma' entgeistigt die Politik, pervertiert die Demokratie, schaltet die öffentliche Meinung weitgehend gleich und erzeugt Konformismus, Langeweile und Intoleranz. Wer sich hier nicht zum Westen bekennt, macht sich verdächtig; wer drüben nicht für den Osten antritt, wird geächtet."

IV

Nicht zuletzt sieht es so aus, als hätten bestimmte Gruppen ein sehr konkretes Interesse daran, die Mehrheit des Volkes in politischer Apathie zu halten. Gruppen, die den entsprechenden finanziellen Atem haben, haben es verstanden, diejenigen Massenmedien, die nicht ohnehin neutralisiert sind, zu usurpieren, oder sie dazu zu benutzen, den Status quo zu verklären, ja, ihm geradezu Faszination zu verleihen. Beweis für die verbreitete Sucht für das Vertraute: eine Wochenschau gleicht der anderen fast wie ein Ei dem anderen, die jeweils neueste Ausgabe einer Illustrierten ist von einer beliebig älteren Ausgabe mit gleichem Titel kaum zu unterscheiden, eine BILD-Zeitung ist wie jede andere, die meisten Schlager sind einander zum Verwechseln ähnlich — und doch finden Wochenschau, Illustrierte, BILD-Zeitung und Schlager stets von neuem Interesse und Absatz. Dagegen ist suspekt, wer, wie die literarische Avantgarde oder die Gruppe der modernen Maler und Komponisten,

Fortsetzung Seite 3

Bild-Zeitung
zur Physiognomie S. 3

Pater Leppich
oder die heilige Dampfwalze S. 5

Korporationen
von Hindenburg zu Hitler S. 7

Pornographie?
Bilder von Schröder-Sonnenstern S. 12

Die Schlafwandler

Die Kommentare der Franzosen zum Abkommen von Evian, zum Ende eines siebenjährigen schmutzigen Krieges sind von seltsamer Lethargie. Jean Paul Sartre, prominentester Exponent der französischen Linken beschreibt in seinem Leitartikel der April-Ausgabe von LES TEMPS MODERNES die Meinungen, denen er in Paris begegnet und die weder jubelnd noch niedergeschlagen in der Feststellung kulminierten: „Cest fini!" — Voilà! Nun sind wir verhältnismäßig genau über die politischen Ereignisse im Staat de Gaulles informiert, wir wissen, daß dieses „c'est fini" wohl dem Bewußtsein der Franzosen entsprechen mag, daß aber die Physiognomie der politischen Realität grausamere Zeichen trägt.

Dieses Wissen scheint Sartre dazu bewogen haben, seinen Artikel „Les Somnambules" zu überschreiben. Er fordert das französische Volk auf, die Lethargie der Schlafwandler abzustreifen, damit das Papier von Evian nicht zum Dokument eines sinnlosen Gesprächs würde, er forderte die Armee auf, die Kraft der OAS zu brechen, um endlich „zum Beginn des Beginns" zu kommen.

Da Sartre die ganze Nation mit dem prominenten Broch-Titel „Die Schlafwandler" trätiert, scheint es geraten, an seine Position gegenüber der „Befriedungsaktion" in Algerien zu erinnern. Während so christliche Schriftsteller wie François Mauriac das endlose Morden auf beiden Seiten guthießen und Torturen totschwiegen, hat Sartre als erster Berichte über die Nazi-Methoden französischer Militärs in Algerien gedruckt und in immer wiederkehrenden Aufrufen versucht, die öffentliche Meinung aufzurütteln. Er hat Geständnisse abgelegt, die ihn normalerweise ins Gefängnis gebracht hätten, wenn nicht nach unerklärlichen Erwägungen die endgültige Festnahme ausgeblieben wäre. Sartre hat seinen Freund Francis Jeanson, Begründer der „Reseau" zur Unterstützung der FLN (in Abwesenheit zu 10 Jahren Gefängnis verurteilt, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit), nicht nur in dem wohl mutigsten Brief, der jemals an einen Richter wegen eines Staatsverräters geschrieben wurde, in Schutz genommen, nein, sich solidarisch erklärt und öffentlich bekundet, daß er, wenn Jeanson ihn darum gebeten hätte, auch „Koffer transportiert und Algerier versteckt hätte".

Sartre formulierte den mittlerweile legendär gewordenen Text zum Manifest der „121", der ursprünglich eine „Erklärung zum Recht auf Kriegsdienstverweigerung im Algerienkrieg war".

Die Kriegsdienstverweigerer und Deserteure, die sich im Ausland zur Gruppe der „Jeune Résistance" zusammengeschlossen hatten, erhielten so die Rechtfertigung ihrer Aktionen. Das Echo auf diese Erklärung, die sich auch gegen die damalige Meinung der Linksparteien richtete, die die Desertation auf Schärfste verurteilt hatte, pendelte zwischen begeistertem Beifall und frenetischen Pfuirufen. André Malraux, einstiger Spanienkämpfer (L'Espoir, 1939) drohte mit intellektuellem Terror. Man fürchtete damals für Robbe-Grillets und Resnais „Letztes Jahr in Marienbad", für Marguerite Duras' und Henri Colpis „Une aussi longue absence". Aber Malraux konnte seine Maßnahmen nur beschränkt durchsetzen, trotz Etablierung einer Zensur und der Einschränkung der Pressefreiheit.

Niemand kann sagen, daß das, was er veröffentlicht, auch wirklich sein Publikum erreicht. Die Hilfe, die Gallimard dem kleinen, aber bedeutenden Verlag der Editions de Minuit (Hausautoren: Butor, Sarraute, Duras, Robbe-Grillet, Claude Simon, Beckett etc.) angeboten hat, ist deshalb mehr als eine noble Geste, sie ist die nachträgliche Honorierung für den Mut, Dokumente veröffentlicht zu haben, die sofort nach Erscheinen wieder eingestampft werden mußten, Dokumente über die Tortur, Nazi-Methoden und Greueltaten, Berichte, die keinen Zweifel an ihrer Authentizität aufkommen ließen, die aber den Verleger J. Lindon vor den Richter brachten.

Diese Fakten lassen sich endlos fortsetzen. Praktisch haben in den letzten Wochen vor dem Waffenstillstand alle linksgerichteten Zeitungen, ihre verantwortlichen Redakteure und ihre Zeichner (vor allen Dingen Siné!), ihr Leben ununterbrochen aufs Spiel gesetzt.

Je mehr man sich, verführt durch die Sartresche These der „Schlafwandler" mit der Rolle, die die französische Intelligenz in den letzten Jahren spielte, auseinanderzusetzen beginnt, um so mehr gelangt man zu der Erkenntnis, daß zumindest ihr linker Flügel sich keineswegs unter die Kategorie der Schlafwandler rubizieren läßt. Und wer steht nicht links?

Dies verdeutlicht, daß im Gegensatz zu Deutschland das Risiko einer nicht von der Autorität konzessionierten Meinung getragen wird, daß man sich die Autonomie des Handelns nicht nehmen läßt. Dabei ist der Vorwurf gegenüber den französischen Linksintellektuellen, sich gegen die Nation gestellt zu haben, nicht geringer zu werten, als der Vorwurf hierzulande, Kommunist zu sein, und „denen da drüben in die Hände zu arbeiten". Unterschied ist nur, wer hier seine Meinung äußert, lebt n o c h nicht gefährlich.

H. M. Benad

In Memoriam Adolf Eichmann

Heinz Vieten, Tiergroßhändler aus Neuß, steht in dem Gefühlswallungen verursachenden Verdacht, Vivisekteuren die Versuche ‚mit der hilflosen Kreatur' dadurch zu ermöglichen, daß er Katzen und Hunde auf, öffentlichen holländischen Tiermärkten' einkauft, um diese dann, jenseits der bösen Grenze, gegen gute DM an den Mann oder besser: an die Unmenschen zu bringen, die damit wissenschaftlich arbeiten. Diese einträgliche Tätigkeit erbrachte für Herrn Vieten bisher eine Ohrfeige, die ihm von einer ‚holländischen Professoren-Frau' inmitten ‚erstaunter Zöllner' appliziert worden ist, eine Untersuchung durch die Staatsanwaltschaft Düsseldorf und Wagenladungen von Droh-, Schimpf- und Schmähbriefen. Herr Vieten, Tiergroßhändler aus Neuß am Rhein, hat die Vorwürfe als ‚unbewiesen und ungerechtfertigt' zurückgewiesen.

Die „Frankfurter Rundschau" vom 14. April 1962 führt dazu weiter aus:

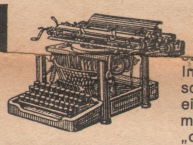
„In einigen anonymen Zuschriften heißt es: ‚Der Eichmann der Tiere soll hängen' und ‚Du lebst nur noch eine Woche'".

Woher diese Tierfreunde das Recht und die Frechheit beziehen, Herrn Vieten zu duzen, soll uns nur insoweit interessieren, als es uns Aufschlüsse über das Bewußtsein der enragierten Schreiber vermitteln kann. Unter dem Gekläff der Hunde und dem Gemaunze der Katzen konstituiert sich eine Internationale der Tierfreunde, die alle, deren Heim voller lieben Tierchen ist, zu Brüdern werden läßt und, auf der anderen Seite, für die weniger fellbedürftigen Mitmenschen nur die Zähne übrig hat; denn die Mitleidigkeit, die den Tieren entgegenquillt, geht hierzulande nicht selten mit der Stumpfheit gegenüber Menschen zusammen, sofern es nur gelungen ist, deren Qualitäten in den Augen der Öffentlichkeit zu depravieren. Es kommt dann zu subtilen Wortklitterungen, die wahrscheinlich nur aus der Perspektive des Hundestreichlers zu verstehen sind: ein angebundener Köter wird zur Kreatur, deren Hilflosigkeit evident erscheinen muß, wogegen man entlassenen, der SS entronnenen Konzentrationslagerinsassen nur das Epitheton ‚arme Schweine' zu gewähren bereit ist. Vielleicht lassen sich diese Barbareien der Gedanken tatsächlich nur dann verstehen, wenn man in Erwägung zieht, daß auch SS-Schergen Mitglieder der Tierschutzvereine gewesen sind. Diese philiströsen Tierfreunde, denen der Goldfisch im Aquarium die Vergangenheit und der Hund am Hosenbein die Gegenwart ersetzen, beziehen ihre Schreib- und Sprachgewalt ohnehin aus dem ‚Wörterbuch des Unmenschen'.

Wenn nun aber diese Anonymi beiderlei Geschlechts, denen die Bildzeitung ‚The Best of Adolf Eichmann' geliefert hat, ihre Aufschlüsselung der deutschen Vergangenheit dazu benutzen, Herrn Vieten den ‚Eichmann der Tiere' zu nennen, anstatt ihrer vierbeinigen Freunde Felle zu strählen, so bleibt nur zu hoffen, daß in der ‚hilflosen Kreatur' der Funken Vernunft erwacht, der die Herrchen und Frauchen bewegt, wenn sie das Futter nach vegetarisch-biologischen Gesichtspunkten zusammenstellen, damit die kleinen Lieblinge nicht an Verstopfung verscheiden. Wir träumen von der Rache Tiere etwa: Brutus oder Harras beginnen plötzlich zu jaulen, blecken die strahlendweißen Zähne und versetzen den Briefeschreibern einen so kräftigen Biß, daß für diese der eigene Satz ‚Du lebst nur noch eine Woche' einen aktuellen Bezug gewinnt.

P.H. Schröder

Leserbriefe



Soziologischer Raster

Im Leitartikel über „Die nützliche Legende vom Mittelstand" schreibt Hans Freienfeld vom „Mittelstands-Geschwafel" und den „hoffnungslos illusionären Aufstiegserwartungen", die Angestellte „zu widernatürlichen aber logischen Partnern des absteigenden Besitzbürgertums" machen. Diese Darstellung der im Grunde richtig gesehenen Zweiteilung unserer Gesellschaft sollte nicht unwidersprochen bleiben aus Gründen, die ich am Schluß meines Briefes dartun werde.

Gewiß hat Freienfeld Recht, wenn er den gern vertuschten soziologischen Unterschied hervorhebt, der zwischen Menschen besteht, die nur Arbeitseinkommen beziehen, und solchen, die Einkünfte aus Kapitalvermögen haben. Auch scheint es richtig, sich hierbei marxistischer Gedankenbahnen zu bedienen — sie [illegible] Instrumentarium für solche Unterscheidungen dar. Allerdings wirkt es ein wenig wirklichkeitsfremd, wenn mitheln[illegible]e Familienangehörige als „quasi-proletarische Existenzen" bezeichnet werden; der soziologische Raster ist seit Marx Tagen feiner geworden, man kann sich zur Zuordnung eines Menschen zum Proletariat mit der Höhe der Einkünfte, dem lohn-statistischen Gegensatz von abhängig-selbständig und dergleichen mechanischer Erhebungsmethoden nicht mehr begnügen.

Das Unbehagen, das Freienfelds Artikel erweckt, beruht aber gerade auf dieser methodischen Genügsamkeit des Autors; eine solche willkürliche Wahl von Kriterien, wie Freienfeld es selbst nennt, dient durchaus nicht der Anschaulichkeit, wie er meint, sondern der Verzerrung. Es widerspricht doch einfach den wirtschaftsstatistischen Erkenntnissen, zu schreiben, „daß der größte Teil des kleinen Unternehmertums sang- und klanglos verschied". Die Abhängigkeit „auf Tod und Leben" zeichnet auch nicht nur das Verhältnis von Gastwirten zu Großbrauereien, Tankstellen zu Erdölkonzernen, Autohändlern zu Autofabriken, kleinen Schuh[illegible] Großabnehmern, sondern ebenso das Verhältnis von Großabnehmern zu Großproduzenten, von Großproduzenten untereinander und von allen Gruppen zu Maßnahmen des Staates. Der Kampf um die Krankenkassenreform hat gezeigt, daß wohlorganisierte „Selbständige" wiederum die gesamte Gesellschaft in eine Art von Abhängigkeitsverhältnis setzen können usw. usw. Wie angesichts all dieser gegensätzlichen Interessen und Interessentengruppen von einer „Pluralismus-Legende" gesprochen werden kann, bleibt unerfindlich.

Unbehaglich stimmt auch der Ton, in dem Freienfeld seine schon der Sache nach verzerrten Ansichten mitteilt. Was soll es heißen, daß „Interessentenklüngel des abgesunkenen Bürgertums nach staatlichen Eingriffen kreischen"? Die Wirtschaftsverfassung der Bundesrepublik beruht darauf, daß der Staat nicht nur als Wächter, sondern auch lenkend, fördernd und hemmend eingreift. Um die erforderlichen Eingriffe des Staates anzuregen, braucht man weder einem Interessentenklüngel anzugehören noch zu kreischen. Auch sind die Aufstiegserwartungen eines begabten und an seiner Aufgabe interessierten Angestellten nicht so hoffnungslos illusionär, wie es Freienfeld [illegible] machen möchte.

[illegible] Artikel vom Akademikernachwuchs gelesen wird [illegible] und auf ihn einen gewissen Einfluß ausübt, [illegible] könnte, veranlaßt mich überhaupt [illegible] zu schreiben. So begrüßenswert es ist, [illegible] Artikel den törichten Schleier von [illegible] über unserem Gesellschaftsgefüge zerreißt, so bedauerlich ist es, in welcher Form dies geschieht. Ein solcher Artikel vermittelt nicht nur Erkenntnisse, deren Verbreitung man für wünschenswert halten sollte, sondern lehrt auch einen Stil, der nicht nur unakademisch und entbehrlich ist, sondern für die Atmosphäre in der Bundesrepublik Gefahren birgt. Die Ereignisse des letzten Jahres haben auch die unentwegtesten Wirtschaftsoptimisten belehrt, daß der Wind politisch und wirtschaftlich bald heftig und kühl wehen kann. In den Tagen kommender Auseinandersetzungen innerhalb der Bundesrepublik wäre es bedauerlich, wenn die Diskussionen sich in den Formen vollzögen, deren Freienfeld sich bedient hat.

Düsseldorf
Justus Alenfeld, Assessor m. Br.
Dr. Eugen Langen, Rechtsanwalt

Elend des Studierens

Unsere Zeit erlebt die Umdeutung des Begriffes Demokratie in Gleichschaltung, Gleichmacherei, Konformität und damit: Diktatur im Geistigen wie im Politischen. Was ursprünglich nur Gleichheit vor dem Gesetz bedeutete, meint heute Gleichschaltung bis in die intimsten Lebensäußerungen hinein. Die moderne Massendemokratie ist der beste Nährboden für die Diktaturen, weil der Einzelne zum willen- und verantwortungslosen, gleichgeschalteten Untermenschen herabgesunken ist. Die Öffentlichkeit fordert von jedem Einzelnen in jeder Lebenslage Konformität, die Universität fordert sie, und auch die Professoren fordern sie: wer Kritik äußert gilt als Unruhestifter, die Studenten haben sich der herrschenden Meinung bzw. der Meinung des Professors anzuschließen.

Davon, daß sich die Dozenten mit uns herumquälen müssen, kann keine Rede sein: sie wollen ja den ewig lächelnden Studenten. Der kritisierende Individualist sieht sich alsbald isoliert. Und das, obwohl es die Kernwahrheit unserer humanistischen Tradition ist, daß der Mensch nur in der Vielfalt als Mensch existieren kann, daß es eigentlich diese Freiheit im Sinne von Nicht-Konformität und Individualismus ist, die wir gegen die Gleichschaltungsideologie des Ostens zu verteidigen haben.

Nur der lächelnde Student hat heute Erfolg, der Individualist fällt stets nur unangenehm auf: was nimmt es also wunder, wenn die Studenten die Konsequenz daraus ziehen und sich konform verhalten? Wäre es nicht Aufgabe der Professoren, den kritischen Studenten zu fördern und den konformen abzulehnen? Damit könnten sie zur Veränderung der geistigen Haltung der Studenten entscheidend beitragen.

Aber die Dozenten betätigen sich heute nicht mehr als Geburtshelfer für das im status nascendi Befindliche, sie haben ja vor lauter mehr oder weniger notwendigen Konferenzen und Sitzungen gar keine Zeit, sich mit den Studenten zu befassen. Den Blick für diejenigen unter uns, die nach Welterkenntnis streben, scheinen sie vollends verloren zu haben. Es gibt heute kein Lehrer-Schüler Verhältnis mehr zwischen Professoren und Studenten, heute wird man zur Persönlichkeit nicht unter der wohlwollenden Führung der erleuchteten Geister, sondern nur durch regelrechte Obstruktion.

Die vorstehenden Zeilen wollen weniger als Anklage als vielmehr als Appell an unsere ansonsten ob ihrer intellektuellen Fähigkeiten und wissenschaftlichen Leistungen hochverdienten Professoren verstanden werden. Vielleicht sind sie selbst ebenso wie „der konforme Student" ein Opfer der an die „Erfordernisse des Marktes" angepaßten Universitäts-Maschinerie.

Hugo Schön, Frankfurt

Entgegnung

In der Januarausgabe des DISKUS hat Herr Rolf Freienohl in einem Artikel unter der Überschrift „Zwischen Dieckmann und McCarthy" einen Bericht von der außerordentlichen Studentenvollversammlung am 19. Dezember 1961 in Marbung gegeben und sich dabei vor allem mit meiner Person und meiner Tätigkeit in der studentischen Selbstverwaltung beschäftigt. Dieser Artikel, der nicht um sachliche Information sondern um persönliche Polemik bemüht ist, enthält verschiedene Behauptungen, die richtiggestellt werden müssen. So wird mir unter anderem der Vorwurf gemacht, ich hätte mich für eine Verstaatlichung der Studentenwerke eingesetzt, um mir dadurch die Landesregierung zu verpflichten, zumal mein Berufsziel Beamter sei. Das ist eine Behauptung, für die der Verfasser den Beweis schuldig bleibt. Tatsache ist, daß meine Bemühungen um den Gesetzentwurf zur Schaffung einer einheitlichen Rechtsstellung für die hessischen Studentenwerke stets das Ziel hatten, eine juristische Form zu finden, die den vielfältigen ‚wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben eines modernen Studentenwerksbetriebes gerecht wird und dabei in gesetzlich festgelegter Weise einen größtmöglichen Einfluß der Vertreter der Universität und Studentenschaft auf dieses Studentenwerk sichert. Von diesen Voraussetzungen ausgehend, habe ich sowohl als legitimiertes Mitglied der Ende März 1960 eingesetzten dreiköpfigen Verhandlungskommission der hessischen Studentenwerke — bestehend aus einem Professor, einem Geschäftsführer und einem studentischen Vorstandsmitglied — wie auch als Vertreter der Marburger Studentenschaft und des Kuratoriums des Marburger Studentenwerkes gehandelt. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, daß eine selbständige Anstalt des öffentlichen Rechts, der das Recht der Selbstverwaltung zugestanden wird, eine gute gesetzliche Grundlage für die Arbeit der Studentenwerke darstellt.

Ich vermag daher nicht zu erkennen, in welcher Form ich mir die Landesregierung verpflichtet hätte, wenn ich auf klare Beschlüsse und Weisungen der obengenannten Gremien hin gehandelt habe. Die Unterstellung, ich habe mir die anderesregierung wegen meines späteren Berufsziels (Beamter) verpflichten wollen, ist unzutreffend. Tatsache ist, daß im Augenblick noch nicht feststeht, welchem Beruf ich mich später widmen werde und daß die Ablegung der Promotion mein nächstes Ziel darstellt. Der Artikelschreiber weiß also offensichtlich mehr über mein späteres Berufsziel als ich selbst.

Gleichfalls unzutreffend ist die in dem Artikel aufgestellte Behauptung „Familienvater Reimer Wulff hat unterdessen dank Vermittlung von Studentenwerksgeschäftsführer Egermann eine Neubauwohnung bezogen". 1. habe ich im Januar 1962 (Zeitpunkt des Erscheinens des Artikels) in der gleichen, auf die Dauer ungesunden Souterrainwohnung in Marburg gewohnt, in die ich im Januar 1960 mit meiner Frau und Tochter eingezogen bin, um erst einmal mit meiner Familie in Marburg unterzukommen. 2. bin ich im März 1962 in eine Neubauwohnung umgezogen. Dies geschah jedoch auf Grund der Tatsache, daß ich seit Sommer 1960 als dringend Wohnungsuchender bei der Stadt Marburg gemeldet war, die rote Ausweiskarte besaß und als solcher bei der Vergabe neuen Wohnraums im sozialen Wohnungsbau im Frühjahr 1962 berücksichtigt wurde. Mir ist nicht klar, wie der Artikelschreiber dazu kommt bei dieser durch soziale Gegebenheiten bestimmten Rechtslage von einer Wohnungsvermittlung durch den Geschäftsführer des Studentenwerks zu sprechen.

Hinsichtlich der außerordentlichen Vollversammlung vom 19. Dezember 1961 scheint gleichfalls eine Richtigstellung angebracht. Hier ging es nicht darum durch ein „politisches Scherbengericht" aus dem VDS auszutreten, sondern darum, der Marburger Studentenschaft die autoritäre Verbandsstruktur und die geringe Effektivität des Verbandes Deutscher Studentenschaften auf den wichtigsten, alle Studenten interessierenden Gebieten vor Augen zu führen. Diese Tatsache wird noch dadurch unterstrichen, daß zu dem Zeitpunkt, als in Marburg auf meinen Antrag hin beschlossen wurde eine außerordentliche Studentenvollversammlung zur Überprüfung der Haltung der Marburger Studentenschaft gegenüber dem VDS durchzuführen (25. Juli 1961), die politisch umstrittene Deutschlandkonzeption des VDS noch gar nicht existierte.

Reimer Wulff

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Hinweis

Einer Teilauflage liegen Prospekte des Paul List-Verlages sowie des COLLOQUIUM Verlages bei, die wir der freundlichen Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Norbert Ely, Alexander Gockel, Peter Milger, Peter Schafmeister, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Kulturpolitik), i. V. Klaus Scheunemann (Politik), Wolfgang Vogel (Ausland), Ror Wolf (Feuilleton), Peter H. Schröder (Mitarbeiter), Reiner Diederich (Mitarbeiter).
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann, Vertrieb: Siegfried Bartels.
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5a vom 30. November 1961.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialien gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß. Abonnements zum Preis von DM 6,– jährlich (Studenten DM 3,–) nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

Kein schöner Land in dieser ZEIT

Im Feuilleton der ZEIT las man jüngst eine „Geschichte erzählt". Eine Geschichte, derzufolge eine nicht ganz so große, aber immerhin „zu den drei, vier besten Blättern" zählende Studentenzeitung so ganz einfach „bekehrt" worden ist. Die Geschichte der „Gleichschaltung" einer „politisch-mißliebigen" Studentenzeitung: Knüppel aus dem Sack, Maul gestopft! Eine „Geschichte" fürwahr, denn in einer solchen kommt es bekanntlich mehr auf den Vers an, als auf die Wahrheit. Hauptsache: das Verslein „und bist Du nicht brav Konformist, so wirst Du kaltgestellt", prägt sich ein.
Aber so einfach reimt sichs nicht. Eine Studentenzeitung ist also angegriffen und kritisiert worden. Der Fördererkreis der Universität, als dessen Nachrichtenorgan die Zeitung firmiert, hat zu wissen gegeben, daß er mit der politischen Linie der Redaktion nicht einverstanden sei. Die Landtagsfraktion einer politischen Partei hat beim zuständigen Kultusminister angefragt, ob er die Form billige, in der die Zeitung zur Problematik der Ostgrenze Stellung genommen habe. Was er zu tun gedenke, um Ähnlichem vorzubeugen. Einige Mäzene schließlich, zufällig auch Mitglieder des Fördererkreises, schränkten ihre traditionelle Förderung ein.
Je nun, was ist daran so Ungewöhnliches zu sehen? Soll diese Zeitung, die es doch offensichtlich für ihre Aufgabe hält, Kritik an der Gesellschaft zu üben, nun auf die Barrikaden steigen, Zeter und Mordio schreien, wenn die Kritisierten gegen die Kritik angehen und gegen ihre Kritiker polemisieren. Was wären denn das für Zustände, in denen die Kritik ihren Opfern noch Applaus abverlangen wollte!
Die Studentenzeitung schreibt in einer ihrer Ausgaben: „Und wenn ein weiser Mann aus Rhöndorf durch seinen Famulus die Zensur fordern läßt oder der grimme Bartträger aus Berlin-Pankow die Agitation befiehlt, so sind das die gleichen Symptome einer Krankheit, für die die Bezeichnung korrupt nur ein sehr mangelhaftes Prädikat ist". Ein ergrimmter Leser folgert, sie habe damit den demokratisch bestellten Kanzler auf den gemeinsamen Nenner „korrupt" mit Moskaus Fronvogt Ulbricht bringen wollen. Er fordert von den Redakteuren Loyalität gegenüber den staatlichen Organen. Freilich: in der Hitze der Auseinandersetzung fällt auch das Wort vom Zutreiberdienst, den eine solche Darstellung unabhängig vom Willen des Autors der kommunistischen Agitation leiste.
Was ist daran so Bedrückendes? Die gleiche Zeitung versieht einen Briefumschlag der Vertriebenenverbände mit der Unterzeile „An Stelle einer Glosse: Ein Briefumschlag aus dem Jahre 1961". Eine politische Partei empört sich: „Nichts weiter. An Stelle einer Glosse. Das heißt doch, daß die mit dem Briefumschlag versuchte Erinnerung an die Vertreibung und an den deutschen Charakter der Vertreibungsgebiete nicht einmal mehr eine Glosse wert sein soll". Der Kultusminister versichert, den Redakteuren habe eine solche Deutung ferngelegen. Er wolle ihnen ins Gewissen reden, sich künftig etwas deutlicher auszudrücken. Die Partei gibt sich damit zufrieden, weiter erfolgt nichts.
Was also soll das Gezeter von der Gleichschaltung! Es werden bereits so viele Apokalypsen feilgeboten, daß die Öffentlichkeit ihrer allgemach überdrüssig wird; ist dann einmal echter Alarm angebracht, wird womöglich keiner mehr aufmerken. Oder liegt hier gar ein bedenklich stimmender Bewußtseinsdefekt vor? Das wäre den Autoren der großen Hamburger Wochenzeitung die Lektüre eines älteren Aufsatzes im eigenen Blatt zu empfehlen. Dort steht zu lesen:
„In feierlichen Aufrufen, deren getragene Stimmlage die intellektuelle Lebensform skurrilerweise verleugnet und sich dem Tonfall päpstlicher Enzykliken annähert, weisen Schriftsteller, Verlagslektoren und Funkredakteure darauf hin, daß Gruppen, Interessenvereinigungen und Verbände verfassungswidrigerweise Einfluß auf die Kultur zu nehmen versuchen. Es ist ihrer Aufmerksamkeit entgangen, daß das Gegeneinandersein der verschiedensten Gruppen, institutionalisierten Verbände, Parteien und Korporationen geradezu das Wesen der pluralistischen Gesellschaft ausmacht." Die Studentenzeitung, von der hier die Rede ist – der Leser wird, da so viele Parallelen unmöglich zufällig sein können, längst erraten haben, daß es sich um den DISKUS handelt –, diese Studentenzeitung also, will sich als publi-

Fortsetzung Seite 4

4 WIR WOLLEN BILD

Horst Holzer: Zur Physiognomie einer Zeitung

PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE
PRESSE

Unsere Gesellschaft ist industrie- und verwaltungstechnisch soweit durchorganisiert, daß der Einzelne sich eines Gefühles der Ohnmacht gegenüber dem gesellschaftlichen Apparat nicht erwehren kann. Er erkennt sich als winziges Rädchen in einem diffizilen Laufwerk, das zwar in seinem Ablauf eigene Rationalität besitzt, dessen schließlicher Endzweck jedoch einer klaren Einsicht nicht ohne weiteres zugänglich ist. Dazu breitet sich über die komplizierte soziale Maschinerie noch ein Netz von Ideologien, ein Schleier von Bekundungen, Anliegen, Parolen, in dem die Menschen umherirren, bis sie sich endlich resignierend den Phrasen ergeben. Das Resultat: die Rationalität, auf der das Gesellschaftssystem beruht, schlägt in ihr Gegenteil, in Irrationalität, um. Der Einzelne muß an das rationale Funktionieren des gesellschaftlichen Prozesses **glauben.** Die Gesellschaft wird zum Naturzusammenhang mythologisiert, dem man sich einzuordnen hat, wird als unausweichliches „Schicksal" erfahren, das man widerspruchslos ertragen muß. Man verklärt das Unvermeidbare als das einzig Wahre, Positive und hypostatiert das Auf-der-Stelle-treten zum Fortschritt. Damit haben die Manipulatoren und ihre Helfershelfer in Politik, Kultur und Wirtschaft erreicht, was sie wollten: die verwaltete Welt. Ins (private) Ghetto die Verwalteten! Freie Bahn den Sachverwaltern!

●

Und die Presse? Lüftet sie die Schleier, die die Wahrheit verhüllen? Gibt sie Informationen, die zur Klärung der gesellschaftlichen Situation notwendig sind und eine objektiv-sachliche Orientierung über das tatsächliche Geschehen ermöglichen? Das sollte eigentlich ihre Funktion in einem demokratischen Staat sein. Aber auch sie begnügt sich häufig damit, eine Fiktion, die öffentliche Meinung, zu fabrizieren, der sie sich dann beflissen selbst unterwirft. Solange dabei eine Meinung gebildet wird, die wert ist, gemeint zu werden, läßt sich nicht unbedingt etwas dagegen einwenden. Doch da gibt es zum Beispiel Zeitungen wie die katholische BILDPOST oder die BZ AM MITTAG, auf deren Beitrag zur Meinungsbildung sicher mancher verzichten könnte; und da gibt es die BILD-ZEITUNG, die eine Druckauflage von 3 700 000 Exemplaren hat und täglich von 10 bis 12 Millionen Menschen gelesen wird. „ . . . und Tag für Tag findet in Deutschland eine Volksabstimmung mit dem Ergebnis statt: WIR WOLLEN BILD.'

●

‚Italiener wollen den deutschen Fußball plündern'
‚Fernseher haben nichts zu sagen'
‚Haut ihr (Liz Taylor) den Hintern voll'
‚Fällt Bubi – oder wird er Weltmeister'
‚13jährige zerstört eine glückliche Ehe'

Jedes BILD eine Extrablatt, so lautet die Devise. Schon die Titelseite will suggerieren, die Bewegtheit ihres Druckbildes spiegele nur die Bewegtheit der Welt wider, von der berichtet wird. Das Leben erscheint als unendlicher Wirrwarr, nur zusammengehalten dank der vermittelnden Instanz von BILD. Die Ohnmacht des Menschen gegenüber der Welt, wie sie in BILD sich zeigt, erhält durch den vermeintlich chaotischen Umbruch zunächst eine Steigerung. Man glaubt fast ein Alptraumprotokoll zu lesen. Assoziationen laufen hin und her, Berichte heterogenster Art stehen nebeneinander: die politische Debatte neben dem Prostituiertenmord; das Ehedrama neben dem Streik der Gastwirte; die Bettaffäre eines Filmpüppchens neben dem Scheidungsprozeß der ‚Mutter des Jahres'. Und da dies alles auf einer Seite erscheint, wird der Anschein erweckt, alles gehöre auch irgendwie zusammen.

Die Zeitung gaukelt dem Leser eine Totalität vor, der er nur Herr werden kann, wenn er – das flüstert und schreit ihm jedes Wort, jedes Bild zu – BILD vertraut. Denn BILD vermag den richtigen Weg zu weisen. Was zuerst ein Chaos aus Wort und Bild zu sein scheint, entpuppt sich als raffiniert verschachtelter Umbruch. Die verschiedenen Meldungen, Stories, Bilder, Anzeigen sind in Kästchen (oft mit farbigem Untergrund) verpackt, die zusammengesetzt das Mosaik der großen, weiten Welt symbolisieren sollen. Die Konstruktion gleicht der eines Puzzle-Spiels, dessen Lösung BILD für jeden, der ihm folgt, bereithält. Denn ‚BILD sagt, wie es ist', ‚BILD hat den Fall aufgegriffen', ‚BILD meint', ‚BILD berichtet darüber'. Es führen durchaus Pfade aus dem Labyrinth der Welt, man muß sich nur von BILD leiten lassen.

●

Und Millionen von Lesern lassen sich leiten. Die These, BILD würde ja doch nicht ernstgenommen, verfängt nicht angesichts der Auflageziffer. BILD hat eine sozialpsychologische Funktion: es ist eines der Ventile für das Unbehagen an einer Gesellschaft, von der die Menschen nur den ideologischen Abklatsch, das manipulierte Klischee, nicht aber die objektiv-realen Zusammenhänge kennen. Dieses Unbehagen machen sich Zeitungen wie BILD zunutze, in dieses Vakuum stoßen sie mit ihren Parolen: ‚eine Zeitung aus dem Herzen des Volkes für das Herz des Volkes' und ‚die deutsche Volkszeitung schlechthin'. Daß BILD nicht darauf abzielt, seinen Lesern gesellschaftliche Wahrheit zu vermitteln (und dabei womöglich anderen ökonomischen und politischen Machtgruppen zu nahe zu treten), bedarf kaum einer Erwähnung. Eine Zeitung kann schließlich nicht daran interessiert sein, einen Zustand des öffentlichen Bewußtseins zu ändern, welcher ihr Absatz und Einfluß sichert. Auch böse Absicht vermag man BILD nur bedingt vorzuwerfen. Sein Selbstverständnis gibt sich durchaus ehrenhaft: ‚für die Einheit unseres zerrissenen Landes; zum Schutz des Einzelnen gegen übermächtige Gewalten; für die Freiheit des Denkens, Glaubens, Handelns'.

●

Das Wort von den ‚übermächtigen Gewalten' sagt fast alles. BILD will die Dinge, um die es eigentlich gehen sollte, nicht beim Namen nennen. Diese bleiben im Zwielichtigen, Vagen: statt eines Sachkommentars zur Berlin-Situation aufputschende Schlagzeilenbalken, dazu neuerdings täglich der Spruch: ‚Seit . . . Tagen: Die Mauer in Berlin'; statt einer Analyse des erstarrten Verhältnisses zwischen Bundesrepublik und DDR eine Kleinkinder-Graphik vom Todesstreifen entlang der Zonengrenze; statt einer sozialpolitischen Untersuchung der derzeitigen Lohnkämpfe die unterschwellig chauvinistische Schlagzeile: ‚England lauert auf deutschen Streik'. Der Kampf ums Herz des Volkes spielt sich nicht im Bereich des sachlich Relevanten ab, sondern auf der Ebene gut verpaßter Ideologien.
Der angeblich unbegreifbare, tatsächlich aber bewußt durch Manipulation verzerrte Gesellschaftskomplex wird zum „Schicksal", die Geschichte zum Geheimnis mystifiziert. ‚Was kommt, das wissen die Götter'. Soziale und politische Ereignisse werden als vom Himmel gefallene Fakten präsentiert, ihrem geschichtlichen Zusammenhang entrissen, und als Strafe oder Lohn eines im Dunklen thronenden Weltenbewegers ausgegeben. Das Schicksalhafte der Lebenserscheinungen ist die Klammer, die alles, was sonst in der Totalität zu denken schwerfällt, zusammenhält. Das macht möglich, daß im Umbruch das Divergierendste und Heterogenste zu einem verschachtelten Mosaik verschmolzen werden kann. Der beklagte Verlust der Mitte scheint aufgehoben, ein geschlossenes Weltbild, jedermann leicht faßlich, gefunden. Und was nicht ganz ins Konzept paßt, nun, ‚BILD wird den Fall schon aufgreifen'. Dieses Weltbild oder, besser, diese BILD-Welt erfordert nur eine Bürgerpflicht: Den Glauben an das „Schicksal" und an BILD.

●

Natürlich kanalisieren Zeitungen wie BILD auch Aggressionen, die aus einem vom Menschen täglich zu leistenden Triebverzicht resultieren. Die Zeile: ‚Volltreffer! Die Linke von Scholz hat ganze Arbeit geleistet, Bowdry fällt' (nicht im Sportteil, auf der Titelseite zu lesen) mag als Beispiel gelten. Doch selbst dieses Bereitstellen von Aggressionsventilen ist der BILD-Ideologie immanent. Denn das „Schicksal" (= alles vermittelnde Instanz) birgt nicht nur Vorteile; es erzeugt auch Wut, die, soll sie sich nicht gegen die Urheber der Ideologie richten, eines Auspuffs bedarf. Die vollendetste Sublimation dieser Notwendigkeit zeigt sich dann in Sätzen wie ‚Fernseher haben nichts zu sagen', die in vermeintlich protestierenden Worten dem Leser das an den Kopf knallen, was tatsächlich der Fall ist, ihn dadurch zwar einen Moment lang befreiende Genugtuung gewähren, ihn aber darauf, durch die erdrückende Art der optischen Darbietung, um so aussichtsloser im Gefühl, nichts zu sagen haben, belassen.

●

Die Schicksalsideologie hat noch eine andere Seite: die Gesellschaft wird willkürlich gespalten, in die Bereiche ‚öffentliches Leben' und ‚Privatsphäre'. Zwar kommt es im öffentlichen Leben kaum auf die individuelle Ausprägung des Einzelnen an (es sei denn, er gehört zur Prominenz jenes Sektors). Dort ist er nur ein Spielball politischer und ökonomischer Gewalten. Dafür bleibt ihm die Möglichkeit, sich im „Alltag" zu bewähren. Die Entmachtung im öffentlichen Bereich folgt die Pseudo-Aufwertung des Privaten. Das alltägliche Leben enthält noch heroische und tragische Momente, die, obwohl auch schicksalsträchtig, erkennen lassen, wie der Mensch sich auflehnt, wie er siegt oder scheitert. Draußen im rauhen Wind der Öffentlichkeit, gilt es, den Mann abzufinden mit den Unbilden, gilt es durchzuhalten; hier jedoch, im privaten Alltag, wo der Mensch zum Menschen und das Herz zum Herzen spricht, wo der Lebensquell sprudelt und menschliche Wahrheit um jede Ecke lugt, offenbaren sich wirkliche Schicksale –, Schicksale, die BILD zu zeigen für würdig befindet. BILD zeigt die Nöte und Sorgen, die Freuden und Leiden; es zeigt, wie und was der Mensch wirklich ist: ein Mensch wie du und ich, den man nie vergißt. BILD erklärt sich solidarisch mit diesen Alltagsheroen, und der Leser denkt: BILD, mein Freund und Kumpel, du, meine Lebenshilfe.

●

Nun wäre die BILD-Ideologie keine gut verpaßte Ideologie, enthielte sie nicht auch ein Moment von Wahrheit. In Zeitungen wie BILD manifestiert sich die Angst vor der totalen Vergesellschaftung, die Furcht vor der völligen Selbstentfremdung des Menschen, und gleichzeitig sind solche Zeitungen die, man könnte fast sagen institutionalisierte Betäubung dieser Angst durch scheinhafte Weltbilder.

Fortsetzung von Seite 1

aus traditionellen Bezirken ausbricht und neue Wege geht. „Keine Experimente" – in der Tat ein noch immer zeitgemäßer Slogan.
Hinzu kommt, daß in den Massenmedien alles Politische dadurch abgewertet wird, daß es allenfalls gleichrangig neben Filmklatsch, Fußball, Horoskopen, Motorsport und Verbrechen steht oder völlig außer acht bleibt, ganz zu schweigen vom eigentümlichen Zusammenwirken dieser Medien mit den Propagandastäben der Regierung: Ein Volk, das man von Wochenschau zu Wochenschau auf Schimpansenfrequenz einstimmt, kann keine Immunität gegen Eichhörnchenparolen entwickeln. Wann, so ist man versucht zu fragen, kommt die „Aktion Maulwurf" zur Propagierung des Baus von Fallout-Bunkern?

V

Wer könnte dieser fatalen Entpolitisierung Einhalt gebieten? Die Regierung? Muß sie nicht eher ein eminentes Interesse daran haben, den Status quo in jeder Beziehung zu erhalten, da sie nicht zuletzt dem Biedermeier-Klima in der Bundesrepublik ihre Wahlerfolge zu verdanken hat? Und die nunmehr staatlich subventionierte Opposition? Wird sie der Versuchung widerstehen können, um einiger Posten in Aufsichtsräten, Intendanzen und Krankenkassen willen die letzten Reste ihrer kritischen Substanz preiszugeben? Neue Gruppen links oder rechts? Sie werden keine Chance haben, solange die großen Parteien den Wählern einsuggerieren können, wer rechts von der FDP stehe sei ein verkappter Hitler, wer links von der SPD agiere ein getarnter Ulbricht.
Bleiben die Intellektuellen, seit Goebbels in schlechtem Ruf, neuerdings als „heimatlos" bezeichnet. Dazu die Studenten, da auch von ihnen – oder wenigstens ihrer Mehrheit – angenommen werden darf, daß sie nicht in Klischees und Dogmen denken, sondern bereit sind, bestimmte Konzeptionen zu modifizieren, wenn es die Tatsachen fordern. Gewiß, auch Kritik scheint bei uns weithin zum Konsumgut geworden zu sein, und die Kabarett-Texter, SPIEGEL-Redakteure und ZEIT-Mitarbeiter sind auf ihrer Weise festgefahren in einer hartgetrockneten Spur. Aber wo die Politik monoton ist, kann auch das kritische Echo kaum reich an Nuancen sein. Am Rande nur sei vermerkt, daß offenbar vielen das Engagement des SPIEGEL und der ZEIT ein Alibi für die eigene Apathie ist, etwa nach der Devise: der Augstein und die Dönhoff werden's „denen" schon geben.
Damit bleibt den Intellektuellen die Aufgabe, immer wieder den Wecker rasseln zu lassen, auch wenn selbst dessen Geräusch der eingeschläferten Masse inzwischen wohlvertraut klingen mag. Einige, vielleicht nur wenige, könnten am Ende doch aufgeweckt werden.

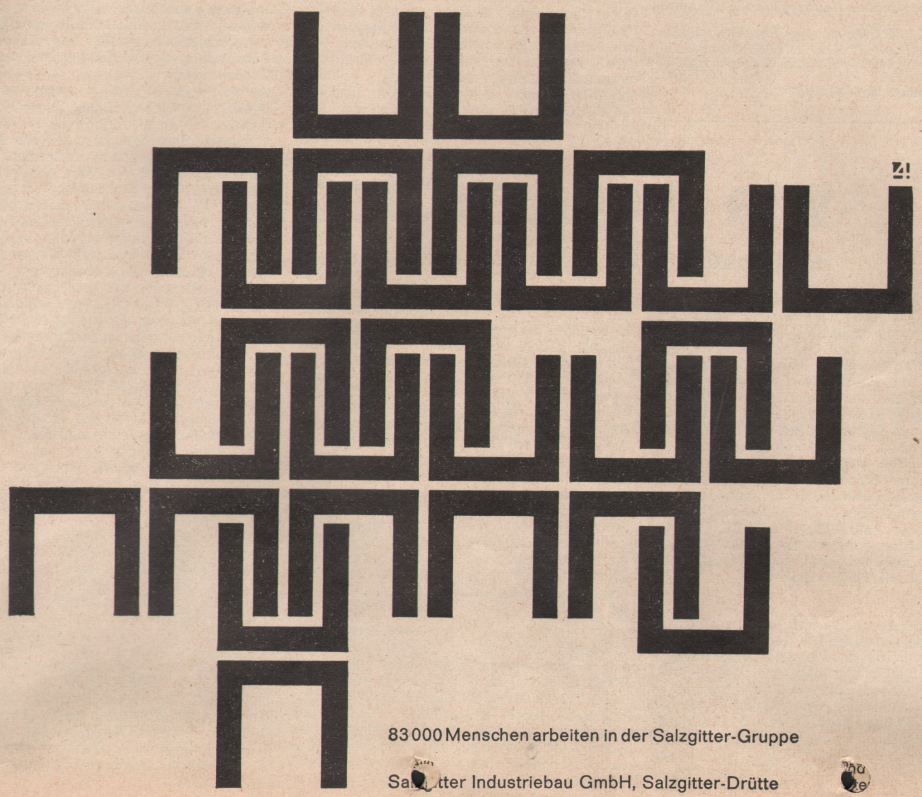
Frank Berger

Fortsetzung von Seite 3

zistisches Forum verstanden wissen. Das heißt, daß sie ihre Spalten allen politischen Gruppierungen in der Studentenschaft öffnet. Wenn sie trotzdem „links" erscheint, so dürfe das daran liegen, daß die – hoffentlich vorhandene – politische „Rechte" studiert, während ihr Widerpart agiert, wie es unlängst in einer linkskatholischen Wochenzeitung zu lesen war. Zum gleichen Thema berichtet Heinz Paechter im Aprilheft des MONAT aus den USA: „Jeder akademische Lehrer weiß, daß in seiner Klasse die Mehrheit der Studenten eher zur Rechten neigt oder politischen Fragen indifferent gegenübersteht." So wie an den amerikanischen Colleges verhält es sich auch an unseren Universitäten: Zwischen Mitgliederzahl und Aktivität studentischer Gruppen besteht nun einmal ein beträchtliches Mißverhältnis.

Das sogenannte Forumprinzip mag allerdings darüber zeitweise in Vergessenheit geraten sein. Die Herausgeber dieser Studentenzeitung haben deshalb Gelegenheit genommen, es vom aufgelagerten Staub zu befreien. Und das gedenken sie auch fortzusetzen.

Alexander Gockel



83 000 Menschen arbeiten in der Salzgitter-Gruppe

Salzgitter Industriebau GmbH, Salzgitter-Drütte
Hüttenwerk Salzgitter AG, Salzgitter-Drütte
Luitpoldhütte AG, Amberg
Kieler Howaldtswerke AG, Kiel
Borsig Aktiengesellschaft, Berlin-Tegel
Linke-Hofmann-Busch GmbH, Salzgitter-Watenstedt
Salzgitter Maschinen AG, Salzgitter-Bad
Deutsche Industrie-Werke AG, Berlin-Spandau
Salzgitter Stahlbau GmbH, Salzgitter-Watenstedt
AG Eisenhütte Prinz Rudolph, Dülmen
Deutsche Schachtbau- und Tiefbohrges. mbH., Lingen
Erzbergbau Salzgitter AG, Salzgitter-Bad
Ewald-Kohle AG, Recklinghausen
Märkische Steinkohlengewerkschaft, Heessen
Steine und Erden GmbH, Goslar
Salzgitter Eisenhandel GmbH, Hannover
DEUMU Deutsche Erz- und Metall-Union GmbH, Hannover

Salzgitter AG

politische bücher

Literatur zum Ideologiebegriff

Aus der Tagespresse, der politischen Debatte, der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung ist der Begriff der Ideologie kaum noch wegzudenken. Selten jedoch wird er gegenwärtig in jenem kritisch-polemischen Sinne gebraucht, den Marx und Engels ihm verliehen und in dem er der Sache nach auch bei Nietzsche vorliegt. Jedes aufklärerischen Impulses beraubt, versteht der heutige Sprachgebrauch unter Ideologie bloß noch geistige Produkte, die in irgendeinem Zusammenhang mit politisch-gesellschaftlichen Verhältnissen oder Parteiprogrammen stehen. Bestenfalls schimmert etwa bei der Kritik allzu dick auftragender politischer Parolen ein Rest der Einsicht durch, daß alles Denken über gesellschaftliche Tatbestände dem Einfluß materieller Interessen unterliegt.

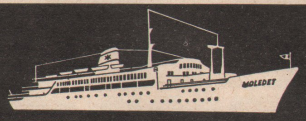
Hans Barths Buch „Wahrheit und Ideologie", das bereits 1945 erschien und dessen zweite, veränderte Auflage hier anzuzeigen ist, bedarf keiner besonderen Empfehlung mehr. Längst ist es zu einem für den Philosophen, Soziologen und politischen Wissenschaftler unentbehrlichen Standardwerk geworden. Barth liefert eine streng an den Texten orientierte Geschichte des Ideologiebegriffs und arbeitet so der heute gleichermaßen in Ost und West betriebenen Aufweichung des Ideologiebegriffs entgegen. Von Bacons Idolenlehre über die Entlarvungs- und Interessenpsychologie der französischen Aufklärer, Rousseau und die „Idéologues" der napoleonischen Zeit bis hin zu Marx, Schopenhauer und Nietzsche verfolgt der Autor die verschiedenen Theorien über die außergeistigen Entstehungsbedingungen eines „falschen Bewußtseins", das er von Lüge und Denkfehler scharf abgrenzt und dabei nicht nur mit dem traditionellen Begriff von philosophischer Wahrheit konfrontiert, sondern ebenso mit dem einer „wahren" Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens.

Im Zentrum des Buches steht die Marxsche Lehre vom gesellschaftlich notwendigen Schein, wie er einer sich ihren Schöpfern gegenüber verselbständigenden Warenwelt entspringt und die pragmatistisch-biologistische Theorie Nietzsches von der Erkenntnis als einer Verkleidung des Willens zur Macht. Barth zeigt, das Nietzsche keineswegs einfach als säkularer Gegner der Marxschen Konzeption bezeichnet werden darf, wie die Faschisten meinten und die Kommunisten noch immer lehren.

Trefflich ergänzt wird die Barthsche Studie durch die von Kurt Lenk herausgegebene Sammlung von teilweise schwer zugänglichen ideologiekritischen und wissenssoziologischen Texten. Lenk ist ebenso mit der höchst komplizierten Rezeptionsgeschichte des historischen Materialismus in der Wissensoziologie Mannheimscher und Schelerscher Prägung vertraut wie mit der Marxrenaissance der zwanziger Jahre, deren Diskussionen nach 1945 wiederaufgenommen und erheblich weitergetrieben wurden. Zu denken wäre hier wesentlich an die Arbeiten von Herkheimer und Adorno, von denen der Band kritische Texte zur Wissensoziologie enthält. Das Buch kann sehr gut zur Einführung in die gesamte Ideologieproblematik dienen, zumal es den überaus reichen historischen Stoff nach seinen Hauptsträngen ordnet, eine problemgeschichtliche Einleitung bietet und in einem kenntnisreichen Nachwort über den gegenwärtigen Stand des Bewußtseins unterrichtet.

Alfred Schmidt

Hans Barth, Wahrheit und Ideologie, Eugen Rentsch Verlag, Zürich 1961, 327 Seiten, Leinen, DM 20,–.
Kurt Lenk, Ideologie, Soziologische Texte Band 4, Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied 1961, 350 Seiten, Glanzfolienband, DM 18,50.



. . . nach Israel mit 3 modernen Schiffen:

M. S. »MOLEDET«, 7.800 BRT mit preiswerter Einheits-Touristenklasse

S. S. »THEODOR HERZL« und S. S. »JERUSALEM« je 10.000 BRT

ab GENUA-MARSEILLE-NEAPEL nach HAIFA via LIMASSOL (Zypern) und zurück

Wir bieten unsere attraktive Sommer-Reisen mit 8 Tagen Aufenthalt in Israel an. Die Schiffe haben Klimaanlage, Stabilisatoren, Kino, Schwimmbad, Tanzräume, Raum für Gottesdienste usw.

Ermäßigung für Familien und Studenten, Gruppen- und Pilgerreisen, Hin- und Rückfahrt. Ausführliche Auskunft durch IHR REISEBÜRO

ZIM
ISRAEL NAVIGATION COMPANY LTD.

Deutsche Zeitung

für Studierende:
monatlich DM 3.–
(statt DM 6.–)

Postzustellung FREI HAUS auch in den Semesterferien

Kostenlose Probenummern durch den Verlag
DEUTSCHE ZEITUNG
Köln · Postfach 490

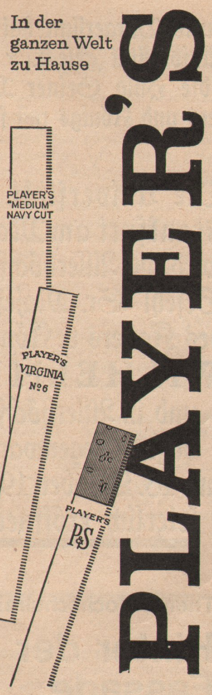
O, du misera bles Oesterreich

In Wien eilig notiert **von Eduard Jellien**

1.
Zwischen der Vorstellung von etwas, sagen wir vom fremden Land, wie den daran sich knüpfenden Erwartungen, und dem, das einer dann tatsächlich vorfindet, sind in jedem Falle Differenzen. Erst die Klärung beider Positionen allerdings, die Abbildung der Erwartungen auf die nachher erfahrene Realität, gründet die Situation des polaren Gegenüber, erlaubt das Heraustreten aus dem Verhältnis und ermöglicht den Vergleich. Er kann auf die sonderbar traditionellen Assoziationen am erst nur vorgestellten Bild des Fremden hindeuten, die dieses Bild im vorhinein bestimmen halfen. In diesem Bild selbst mag sich von Fall zu Fall dartun nicht allein, wie sehr es bestimmt ist von dem, was war, sondern auch wie sehr einer bei sich das liebt, was als Bild einer anderen Zeit ihm als immerdar und „jetzt noch so" dünkt. Das zwischen der Vorstellung und ihrer ganz unerwartet ausfallenden Nichterfüllung sich bildende Flächenphänomen bezeichnet nur den Umstand (so viel wie ihn!), daß etwas „weiter gegangen" ist, Entwicklung, die man, aus der natürlichen Zuneigung zu ihrem Widerpart, jedenfalls nicht bedachte.

2.
In Österreich. Was „ging weiter", was ist anders? Anders als früher (so überliefert) oder als einer dachte (durch das Verschiedenste dazu gebracht)? Ferdinand Raimunds „Gefesselte Phantasie" ist heuer im Frühling Paradestück der Burg. Da hat der Gekränkte, auch Verkannte, ersonnen, mehr wohl erspürt, was die Rede in dem Wie-es-war meinte. Das Tal der Musen, mildes Eiland sorglosen Gesanges, die Furchtsamkeit der „Florianer", ihr Auseinanderstieben bei Gefahr, der Hofstaat der bezahlten Versemacher, Sterilität der Kunstbeamten, das Heiratsorakel (nube!) als deus ex machina – Österreich. Aber dazumal Vormärz. Und jetzt. Streit zwischen den Krankenkassen und Ärzten, derweil die Regierung in Ferien geht, für die Patienten keine Hilfe, die Ärzte behandeln zu Honorarsätzen, die die Kassen nicht vergüten. So läßt man es liegen. Aber immerhin: der deutsche Bundespräsident, wes Freund wäre er nicht, bringt die Regierenden, das hat er nicht gewollt, der Gute, durcheinander. Die Gemahlin nämlich zieht Erkundigungen ein nach dem Text der Hymne. Den kannte keiner. Indessen draußen vor dem Hotel des Deutschen die Ehrenwache. Die Leute drumherum wetten darauf, der Soldat könne das Gewehr nicht drei Minuten in Hab-Acht halten. Er kann es nicht. Und das imponiert wieder. Sie unterwerfen das Protokoll ihres Alltags laxen Gemütlichkeiten, das **D** der Schnellbahnzüge steht für **T**al, ein Hinweis auf die Verschiedenheit des Charakters der Konsonanten ist unangebracht. Die Probleme liegen woanders. Wer schläft in unseren Betten? Die Fremdenwirtschaft, oder wie man das richtig nennt, geht zurück. Die Gastwirte fechten mit der ärgerlichen Presse. Die Presse mit dem amerikanischen Fernsehen, das schickte den Reporter B. nach Wien. Der steht mit knockout Miene auf der Burgterrasse, in Schönbrunn, am Dom und sagts den Seinen, prospektive Sommergäste alle, daheim in Idaho: „Die Leute in Wien essen zu viel, arbeiten zu wenig, die Oper ist leer, der Mann auf der Straße illiterat und die Prostituierten nachts in den Gassen, der Lebensstandard niedrig, die Jugendkriminalität hoch, friends let's all go to Austria". Als der Film in Wien läuft, beschwert sich ein Ministerium („wir sind gar nicht so"), und die Presse korrigiert umständlich die Irrtümer B.'s in den Lebensdaten der Habsburger. „Als ruhmvoll grüßten Babenbergs Standarten".

3.
So erhalten sie sich ihr Eiland, und rechnen doch liebevoll mit D-Mark, München doch wichtiger als Wien, haben's mit eigentümlichen Isolationsplänen, Österreich zwischen Ost und West, aber der Belvedere-Glückstreffer der Neutralität war bekanntlich ebensowenig ihr Verdienst wie in Zukunft kaum mehr ihr Verdienst sein wird. Theoretiker des Gleitenden, des Unsteten, waren ihre Literaten. Bei Hoffmannsthal lese man das nach. Wehmütig Berührte. Sie trafen einen Kern der Mentalität, an dem bis heute keiner vorbeikommt. Wenn man auch härter sein will und sich gibt, den Trends sich anzupassen sucht, mehr als Anpassung kommt nicht dabei heraus. Schrieb Anton Wildgans in den Zwanzigern im „Heiligen Herbst", den Leopoldsberg beschreibend, von dem aus 1683 die Türkenbelagerung Wiens zerschlagen ward: „So gingen wir selbander Hand in Hand den lieben Berg empor und oben winkten Zinne, Turm und Tor, umrauscht, umbraust von roter Wipfel Brand." Das Bild der Geschichte erleidet allenthalben solche Verklärung, selbander einen Berg hinauf und oben rote Wipfel, leichtes Spiel hat es mit solchem Gemüt. Die Analyse stößt, wo immer sie ansetzt, auf das Unwesentliche dieses Landes heute. Wirtschaft und Politik – Stürme im Wasserglas und die unangenehme offene Hand nach allen Seiten. Imitation, Kopieren, hinterher Laufen, vor allem sich Erinnern. An die Rolle von einmal, Habsburg, Österreich-Ungarn, auch Großdeutschland, Grillparzer, Burg, Oper, Wiener Schule – Neues kam kaum hinzu. Im Dom zwar schickt Gottesmann Monsignore Mauer allsonntäglich zwischen sechs und sieben die Backhändel ins kühle Lehmgrab und in die Leerstelle die Tachisten seiner „Neuen Galerie", indes, – dann ist Sonntag. Umgefallen ist man ohnehin, eine Kultur der Liegenden, auch die Wissenschaft, das sei hier gesagt, ist schwerlich auszunehmen. Vortrefflich der Kommentar des englischen Sportkritikers L., der nach dem blamablen Länderspiel von Österreichs Fußballern im Londoner Wembley konstatierte, daß die Austrianer mehr am Boden gelegen hätten als gestanden und ihr einziges Tor (Buzek) denn auch aus dieser Stellung sich erlegen hätten. Das ist ausweitbar. Doch zelebrieren sie den eigenen Schmerz ob all dessen, schauen unter dem Blickwinkel und mit dem Verstand von Schildkröten hinterdrein all den abgefahrenen Zügen dieses Europa und begeben sich nach Unter-Döbling zum Wein, wozu die feisten Stehgeiger Heidi's konfessionelles Wunschbild vom Immer-Zusammenbleiben schon angestimmt haben.

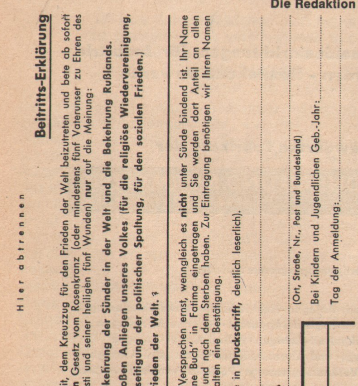


4.
So erweist sich das eingangs erwähnte Flächenphänomen der Differenz zwischen Erwartung und Vorgefundenem im Falle Österreichs dem Fremden **nicht** als Ausprägung einer tatsächlichen Entwicklung, welche die sich mehr oder minder an das Wie-es-war haltende Vorstellung vielleicht nicht bedachte, sondern als nur sekundärer Unterschied in eben dem Wie-es-war selbst, das sich nicht grundsätzlich, wohl aber der immanenten Tendenz seines eigentlichen Festhaltens nur gelegentlich und vordergründig entgegen, – also in diesem bestimmten Sinne „zeitgemäß" – wandelte, und seine Kostüme gewechselt hat.

Die heilige Dampfwalze

Reiner Diederich

Der folgende Beitrag erhebt nicht den Anspruch, sich mit dem Phänomen des Christentums auseinandersetzen zu wollen, wenn er gewisse demagogische Mittel der Institution angreift. Es kann uns nicht darum gehen, jemand zu verletzen, es geht uns aber darum, aufzuzeigen, daß Aktionen, so gut sie gemeint sein mögen, durch einen totalitären Sprachgestus, ihre Intention ins Gegenteil verkehren.
Im gleichen Sinne sind die beiden Faksimilewiedergaben, die in den Text gestreut sind, zu verstehen.
Die Redaktion


Hier abtrennen

Beitritts-Erklärung

Ich erkläre mich bereit, dem Kreuzzug für den Frieden der Welt beizutreten und bete ab sofort täglich wenigstens **ein** Gesetz vom Rosenkranz (oder mindestens fünf Vaterunser zu Ehren des kostbaren Blutes Christi und seiner heiligen fünf Wunden) **nur** auf die Meinung:

1. **Für die Bekehrung der Sünder in der Welt und die Bekehrung Rußlands.**
2. **Für die großen Anliegen unseres Volkes (für die religiöse Wiedervereinigung, für die Beseitigung der politischen Spaltung, für den sozialen Frieden.)**
3. **Für den Frieden der Welt.**

Bitte nehmen Sie Ihr Versprechen ernst, wenngleich es **nicht** unter Sünde bindend ist. Ihr Name wird in das „Goldene Buch" in Fatima eingetragen und Sie werden dort Anteil an allen hl. Messen im Leben und nach dem Sterben haben. Zur Eintragung benötigen wir Ihren Namen und Adresse. Sie erhalten eine Bestätigung.

UNTERSCHRIFT (Bitte in **Druckschrift**, deutlich leserlich).

Name und Vorname: ....

Genaue Anschrift: ....
(Ort, Straße, Nr., Post und Bundesland)

Bei Kindern und Jugendlichen Geb.-Jahr: ....

Tag der Anmeldung: ....

Eing. Nr.

MK. abges. am:

Kein Mitgliedsbeitrag!

Er ist hager und spricht mit hoher, sirenenhafter Stimme. Er ist neben dem Speckpater der volkstümlichste Prediger in Deutschland. „Millionen Menschen haben Pater Leppich gehört." Seine Bücher, Plakatserien, Hilfswerke und Aktivistenteams vermehren sich rapide. „Über 150 Maschinen fliegen nun auf dem Erdball herum, die ich gesegnet habe. „Was immer Pater Leppich macht, es wird ein Schlager. „Wir haben die beste Ware der Welt! Wir müssen sie nur richtig verkaufen!" Pater Leppich verkauft den „Artikel Gott".

Gute Verkäufer sind gefragt. Aktivisten wie Leppich fänden unter jedem Überbau ihr Betätigungsfeld. Bevor der junge Leppich SJ wurde, war er HJ. Er hätte auch Kommunist werden können, gesteht er, denn auch er bekämpft die „sozialen Mißstände". Aber der Kampf ist ihm dabei das Wichtigste, seine Vorliebe für den Militärjargon verrät es: „Ich bin ein Nahkämpfer Gottes – christliche Etappenspießer – religiöser Alarmzustand Nummer 1 – wir haben Stoßtruppbunker – das Evangelium ist Dynamit – Atomkraft der Liebe – begnadete Pioniernaturen – Großeinsatz des Herzens."

Pater Leppich mischt entfernte Begriffe, um sensationelle Metaphern zu erzeugen. Er übersteigert Banalitäten, damit das Publikum in oberflächliche Gemütsbewegung gerät. Diese beiden Stilmittel hat er dem SPIEGEL und der BILD-Zeitung entnommen. Er wendet sie an wie ein Wahrer Jakob oder die Selige Kempner: „Wir dürfen den Adel der Gotteskindschaft nicht im Gullyloch des Sexualismus absaufen lassen – es sollten mehr katholische Frauen aus dem unheilvollen Dornröschenschlaf aufwachen – spüren Sie, wie der unheimliche Lenin jedes religiöse Empfinden abgewürgt hat? – wenn wir nicht im Starkstrom der Gnade Gottes stehen – steht ein religiöser Herzinfarkt bevor – bevor Karl Marx seinen Stiefelabsatz auf die Insel setzt."

Die „heilige Dampfwalze", so nennt sich der Pater, walzt jeden Gedanken platt und ebnet ihre Zuschauer zur Masse ein. Leppichs Redeweise ist nach Agitatorenart nicht logisch, sondern assoziativ. Im ersten Satz sagt er beispielsweise, Christus habe eine „Frohbotschaft, keine Drohbotschaft" gebracht. Im zweiten Satz sagt er, Christus wolle auch „Feuer und Schwert" bringen. Im dritten Satz heißt es, das Evangelium sei „Dynamit". Im vierten dürfen wir uns deshalb nicht „zu Nachtwächtern des christlichen Abendlandes degradieren" lassen. Im fünften aber steht: „Nicht den Schreiern wird es gelingen, die Welt zu verwandeln." Eben.

Pater Leppich möchte die Welt verwandeln. Er stammt aus ärmlichen Verhältnissen und hat Mitleid mit den Hungernden in Asien und Afrika. Oft scheint es allerdings, als habe er nur Mitleid mit ihnen, weil sie sonst dem Kommunismus anheimfallen könnten. Er fordert eine „soziale Revolution", aber nur, um der „blutigen Revolution" des Kommunismus zuvorzukommen. Er klärt nicht darüber auf, wie eine solche Revolution zu bewerkstelligen sei. Durch karitative (anerkennenswerte) Leppich-Aktionen doch bestimmt nicht. Und durch einen „Orden gegen den Kommunismus" wie ihn der Pater sich wünscht? Er wäre Pseudo- oder Konterrevolution.

Lange genug haben wir zugesehen und –
nichts getan!

Der 13. August 1961

war das Signal: DEUTSCHES VOLK ERWACHE! AUF ZUM GEBET!

Es war der Tag unserer lieben Frau von Fatima: „Tut, was ich sage und es wird Friede sein – Rußland wird sich bekehren!"

Portugal hat gebetet, Österreich hat gebetet. Beide haben den Segen des Gebetes erfahren. Österreich wurde frei.

MARIA will helfen!
MARIA hat geholfen!
MARIA wird Deutschland und der Welt helfen!

Darauf bauen und vertrauen wir! Hunderttausende haben es bewiesen.

Wir aber müssen beten!
Du und Ich!
Wir alle zusammen!

Denn gemeinsames Gebet ist stärker und wird früher erhört. Auf jeden Einzelnen kommt es an!

Auch auf Dich!

Darum . . .

Von den Gewerkschaften und vom Streik will Pater Leppich nichts wissen. Seine Revolution soll ja eine der „Brüderlichkeit" sein. Das dürfte Unternehmern und Besitzern aber gut gefallen. Vielleicht hat der Pater den lautersten Willen – vielleicht will er bloß laut sein. Jedenfalls wird „Brüderlichkeit" in einer hundertfach gespaltenen Welt zur sentimentalen Parole. Seid nett zueinander. Partnerschaft im Betrieb. Kleine Spende für die Hungernden Asiens und Afrikas.

Auch als Scheinrevolutionär muß Pater Leppich ein großes Pensum bewältigen. So eifert er gegen den „Zuckerwasserkitsch" unserer offiziellen Religiosität und gegen die Pfarrer, die „in dunklen Domen" „Limonade verkaufen". Wenn es jedoch darum ginge, ehrliche Kritik an Institution oder Hierarchie der Kirche zu üben, zieht Leppich sich hakenschlagend zurück. Kein Wunder, daß er das „christliche" Spanien lobpreist und die reaktionärsten Abziehbilder nicht verschmäht. Da predigt er von „unserer degenerierten, chaotischen Zeit", den „unverbildeten Naturvölkern", der „Hybris westlicher Zivilisation", den „verwaschenen Idealen einer Freiheit für Bauch und Egoismus", der „nihilistischen Unfähigkeit aller Intellektuellen zur Hingabe an die Wahrheit" und den „wirklichen Patriarchen, die im Vatikan, in Deutschland und in vielen Ländern an der Spitze des Staates stehen."

Katholiken mißfällt der flotte Ton, mit dem Pater Leppich das Evangelium verkündet. Protestanten sprechen von einem modernen Tetzel. Sie haben recht. Pater Leppich bietet uns pekuniäre Läuterung an. Er tut dies ohne Skrupel, denn „das Geld ist nun einmal eine Seelsorgemacht". Sowohl bei den geschröpften Satten, die sich sehr erleichtert fühlen, als auch den beglückten Armen, die sich vielleicht taufen lassen. Aber der Pater spielt nicht nur mit sämtlichen Gewissensbissen des Wohlstandsbürgers, er spielt mit dessen Angst vor dem Kommunismus. Er redet ihm ein, es gäbe „keinen schärferen Gegensatz als den zwischen Karl Marx und Jesus Christus" (als ob der Gegensatz zwischen Christus und dem Großinquisitor nicht noch schärfer wäre).

Satan sitzt nicht nur in Rußland, „auf dessen Missionierung sich schon jetzt junge, mutige Theologen vorbereiten". Nein, er sitzt auch mitten unter uns mitsamt seinen „liberalen Agenten". Aber „die Brandstifter sitzen auch auf den Lehrstühlen von Amerika". Satan sitzt eben überall. Und Pater Leppich beklagt sich bitter, daß „keine Hexenverfolgung eines McCarthy hilft", wenn die „Brandstifter des Kommunismus" weiter ungehindert „soziales Leichengift" verbreiten. Wir Deutsche sind besonders gefährdet, liegt doch der „Eiterherd", von dem die ganzen „Eiterbeulen" ausgingen, bei uns – weil Marx in Trier geboren ward (und Luther in Eisleben).

Da hilft nur Beten: „Laß uns den Wolf im Schafspelz erkennen. Laß uns daran denken ... wenn ein Moskauer Ballett in Paris tanzt..." Woran denn? An die „rote Lepra" natürlich! Dies ruft im Bürger genaue Vorstellungen wach. „Kommunismus" eine ekelhafte, ansteckende Krankheit, vor der man sich hüten muß; „Kommunisten" Aussätzige, die man verachten darf. Aber der Pater kehrt es schnell ins Gegenteil: „Die Kommunisten als irrende Brüder lieben wir, den Kommunismus als Irrtum müssen wir hassen." Denn die Wahrheit, meint Leppich, „die Wahrheit ist immer intolerant".

Pater Leppich, der große Verkäufer, Agitator und Teufelsaustreiber vermengt Politik, Religion und Portemonnaie zu einem heillosen Brei. Manchmal kann er Gut von Böse nicht mehr unterscheiden. So scheut er sich nicht, die Jesuiten „SS des Papstes" zu nennen. Er scheut sich auch nicht, folgendes zu schreiben: „Als unser Flugzeug um Mitternacht seine letzte Schleife über dem Neonreflex von Las Vegas zog, durchzuckte mein müdes Hirn ein sehr unchristlicher Gedanke. Hat man die Atombombe von Hiroshima nicht über der falschen Stadt abgeworfen?" Hier ist Pater Leppichs „Atomkraft der Liebe" plötzlich zur Atombombe des Hasses geworden. Hier entlarvt er sich als Fanatiker, dem der Zweck die Mittel heiligt. Und was sagt er selbst dazu? „Fanatismus ist die Kampfmethode Satans." Voilà.

Frankfurts Bürgersinn hat den Grund zur Universität gelegt. / Der Wille und die Huld Seiner Majestät des Kaisers und Königs ruft sie ins Leben.

Die Universität zu Frankfurt am Main wird auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers u. Königs WILHELM II. und in Allerhöchst dessen Gegenwart am 18. Oktober 1914 feierlich eröffnet.

Thema Hochschulreform

Hinter der Fassade der Soziologie

KARL HEINZ ZENZ

Es ist bezeichnend. Während der „Wissenschaftsrat" noch über den sachlichen und personellen Bedarf der gegenwärtigen Hochschule unverdrossen Recherchen anstellt, während der „Verband Deutscher Studentenschaften" noch zaghaft an einzelnen Symptomen der allgemeinen Hochschulkrise herumkuriert, legt der „Sozialistische Deutsche Studentenbund" eine umfassende und detaillierte Denkschrift zur Hochschulreform vor. Die von Wolfgang Nitsch geleitete Autorengruppe hatte sich eine schwierige Aufgabe gestellt: „Unsere Untersuchung zielt auf das Verhältnis von Hochschule und Demokratie." Vor dem Hintergrund dieses Anspruches wird man die gesamte Veröffentlichung beurteilen müssen.

Die Autoren berufen sich auf den über 180 Seiten des Memorandums immer wieder auf die Einleitung. Dort heißt es programmatisch: „Jede Wissenschaft muß — und das besagt für uns Selbstreflektion der Wissenschaft — ihre jeweiligen Ergebnisse um der Wahrheit willen messen am gesellschaftlichen Prozeß, in dem diese Teilergebnisse erst ihren Stellenwert erhalten" (Seite 8). Seis drum! Andererseits: Soll das etwa heißen — grob formuliert —, die Wahrheit einer wissenschaftlichen Aussage sei grundsätzlich abhängig von der jeweiligen, historisch bedingten Lage der Gesellschaft?

Gewiß kann man die Universität selbst im Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung sehen und zugleich Aussagen über diesen Prozeß machen. Aber man wird dann die Aussagen nicht mehr am Prozeß messen können. Auch der Prozeß ist nämlich nur in Aussagen verfügbar. Mit einer Analyse der Gesellschaft läßt sich lediglich die Beeinflußbarkeit und Abhängigkeit auch wissenschaftlicher Urteile von geschichtlich erklärbaren „Vor-Urteilen" nachweisen. Über die Wahrheit eines wissenschaftlichen Ergebnisses kann die soziologische Ideologiekritik ebensowenig etwas ausmachen wie die Logik. Und über den „Stellenwert" schon gar nichts.

Es bleibt die Anregung, alle wissenschaftlichen Ergebnisse auf ihre Widerspruchsfreiheit hin zu überprüfen und abzuwägen, ob sich die gereinigten Aussagen in soziotechnischen Empfehlungen verwerten lassen. Die Folge wäre, daß die Universität das „Programmieren" dann den Politikern überlassen müßte und selbst unpolitisch bleiben würde. Nun ist kaum anzunehmen, daß ausgerechnet der SDS dieser positivistischen Variante des Pragmatismus das Wort reden will.

Offensichtlich haben die Autoren etwas ganz anderes ausdrücken wollen: Die Universität kann und soll ein Programm für die „objektive" Entwicklung der Gesellschaft aufstellen. Gerade ihre Aufgabe wäre es, die „historische" Entwicklung am Leitbild zu überprüfen. Indessen: Das hierzu notwendige, präzis formulierte System von Empfehlungen und Warnungen, von obersten Prämissen, nach denen eine gesellschaftliche Ordnung begründet werden könnte, vermißt man in diesem Hochschulprogramm. Der Leser muß sich mit einigen verstreuten Hinweisen begnügen: „... eine wissenschaftliche Verantwortung, die nicht zugleich Verantwortung vor der Sache der Menschlichkeit und der Freiheit von Unterdrückung und Ausbeutung ist, ist ihrem eigenen Begriff und dem Begriff der Bildung nicht angemessen. Das in der Selbstreflektion ausgesprochene Engagement an die Humanität als wissenschaftliches **Bildungsziel** ist das Ziel aufklärerischer Wissenschaft überhaupt, die den Anspruch erhebt, **kritische Rationalität im Dienste des Menschen** zu sein" (Seite 42).

Normen wie „Menschlichkeit" und „Freiheit von Unterdrückung und Ausbeutung" oder gar „Humanität als Bildungsziel" lassen sich nun nicht aus den Ergebnissen der Soziologie und der Geschichtswissenschaft abdestillieren. Was hier vom SDS gefordert wird, sind nicht die Resultate der Gesellschaftswissenschaften, sondern die empirisch nicht mehr ableitbaren Postulate der Moralphilosophie und der Theologie.

Die Verfasser der Denkschrift glauben freilich auf eine philosophische Begründung verzichten zu können: „Solche Praxis erfolgt nicht aus einem ‚freischwebenden' ethischen Impuls oder im Hören auf einen abstrakten Appell zur Menschlichkeit, sondern dahinter steht der Zwang des Menschen, nur durch seine ‚Entäußerung' an die Umwelt, in der Hingabe an den Prozeß der naturbewältigenden Arbeit der Menschen in der Gesellschaft, zu sich **selbst** finden zu können (Seite 50). Hier, so scheint es, ist den Genossen der logische Schluß der eigenen Aussage entgangen. Die oberste Prämisse ist doch wohl nicht der soziale Zwang, sondern der Mensch, der „zu sich selbst" finden soll, — also doch ein „ethischer Impuls". Hier wie oft überschätzt der Marxist die Leistungsfähigkeit explikativer Analyse; er verwechselt die Zweck-Mittel-Relation mit der Normierung von Zielen. Die Verwischung des Unterschiedes von Zielinhalt und Beurteilungsgegenstand ist denn auch mindestens so unwissenschaftlich wie die Erarbeitung unhistorischer und darum ideologischer Gesellschaftsmodelle.

Die methodologische Verwirrung bei den Autoren der SDS-Denkschrift ist einigermaßen erstaunlich. Auf der einen Seite kann die Universität „lediglich **eine** Seite der menschlichen Persönlichkeit formen und zur Entfaltung bringen: den kritischen Intellekt" (Seite 35), auf der anderen Seite muß „dieses Wissen umschlagen in eine Form der kritisch-revolutionären Praxis im weitesten Sinne" (Seite 46). Nun komme einer und behaupte, dergleichen Ungereimtheiten seien Dialektik"!

Die logischen Inkonsequenzen erklären sich leicht aus dem hoffnungslosen Versuch, die klassenkämpferische Grundeinstellung hinter der Fassade der Soziologie zu verbergen. Die Wissenssoziologen halten für dergleichen Roßtäuschertricks das unschöne Verdikt „Soziologismus" bereit.

Tatsächlich lassen sich genügend Hinweise auf das übergreifende, gesellschaftspolitische Grundanliegen finden. Die Forderung des Verbandes Deutscher Studentenschaften nach fachbezogener politischer Bildung der Studenten wird beispielsweise so beurteilt: „Die Erkenntnis, daß (eigentlich) alles Handeln im Beruf politisch sei, bleibt solange abstrakt, wie nicht das konkrete Ziel die Veränderung der gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse ist, unter denen dieses Handeln geschieht" (Seite 31). „Die objektiven Verhältnisse treten ihm (dem Studenten) nicht nur in dem Besonderen entgegen — in seinem speziellen Beruf, ... — sondern in dem Allgemeinen der zentralen gesellschaftlich-politischen Prozesse, in denen für oder wider eine vernünftige und menschliche Einrichtung und Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse und — im Atomzeitalter — für oder wider die Erhaltung der Existenz von menschlich-zivilisierter Gesellschaft überhaupt entschieden wird" (Seite 50). In den Thesen zur Demokratisierung der Hochschule heißt es: „Aber gerade in der Universität wird, wie sonst kaum in einem anderen Betrieb, die tiefe Kluft deutlich, zwischen dem Anspruch von Demokratie, die Gesellschaft mündiger Menschen zu verwirklichen, und der gesellschaftlichen Wirklichkeit der autoritären Arbeits-(Klassen-)verhältnisse und sachfremden Herrschaftsstrukturen" (Seite 86).

Es soll nicht bestritten werden, daß diese Urteile im einzelnen zutreffen. Was aber bemängelt werden muß, ist das Fehlen ausdrücklicher Beurteilungsmaßstäbe. Es genügt nicht, einige Allbegriffe wie „Menschlichkeit" und „Freiheit" einzuführen; denn unter solchen Schlagworten können nahezu beliebige Gesellschaftsordnungen subsummiert werden. Auch die Deutung der Freiheitsrechte des Grundgesetzes als Teilhaberrechte in der sozialen Demokratie (S. 89 ff.) reicht nicht aus, um ein Reformprogramm inhaltlich zu begründen. Wer reformatorisch über „Hochschule in der Demokratie" schreiben will, muß die obersten apriorischen Bedingungen des Wertes gesellschaftlicher Ordnungen entweder begrifflich präzise geklärt oder bekenntnismäßig eingeführt haben. Erst dann kann er zur vorgefundenen historischen Sozialgestaltung kritisch Stellung nehmen.

Wer ist der Fronvogt?

In Berlin, in Ostberlin, ist das „Deutsche Theater" wiedereröffnet worden. Das Theater, an dem Otto Brahm und Max Reinhardt gewirkt haben, zeigt sich nach der Renovierung wieder im Rot-Gold-Glanz, den es früher gehabt hat. Doch Theater ist das nicht, das dort in Szene gesetzt wurde, das ist kalter Krieg! Schillers Tell als „Wächter der DDR-Staatsgrenze". Der „Gedanke der Solidarität, wie er im Rütlischwur zum Ausdruck kommt" gilt erst für den Tag, an dem „unsere westdeutschen Landsleute ihre eigenen und ihre fremden Fronvögte verjagt haben". So der Intendant im Programmheft. Welchen Fronvogt aber die Ostberliner Besucher, vornehmlich die Bauarbeiter, die man zur Premiere geladen hatte, vertrieben haben wollen, zeigte sich bereits am Ende des ersten Auftritts im ersten Aufzug, dort wo Ruodi auszurufen hat: „Gerechtigkeit des Himmels, wann wird der Retter kommen diesem Lande?" Tosender Beifall setzte ein, der erst zum Schweigen gebracht werden konnte, als die Kulturfunktionäre der Partei das Licht einschalten ließen. Weil der Beifall den Baumeistern der Mauer hier übel im Ohr liegen mußte, kam das „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern" beim Rütlischwur dann nur murmelnd von der Bühne.

Zu welchen Mitteln der Bürger in der Diktatur alles greifen muß, um seine Meinung kundzutun!

Das Bild zeigt Lothar Krappmann (rechts) und W. Fass

Voran mit Krappmann

Am 18. März wurde cand. theol. et stud. rer. pol. Lothar Krappmann zum ersten Vorsitzenden des „Verbandes Deutscher Studentenschaften" gewählt. Wie sein Vorgänger im Amt, Dr. Richard Steer, ist er katholischer Theologe. Seit drei Semestern studiert er Soziologie.

Käme nun einer mit der naheliegenden Befürchtung, „der VDS wird schwarz", Krappmann würde den also Ängstlichen nur um einiges erstaunter als gewöhnlich durch die Hornbrille fixieren.

In der Tat ist dieser schmächtige Gelehrtentyp alles andere als ein unnachgiebiger Erfüllungsgehilfe der ecclesia militans. Das rhetorische Pathos, die große Geste des wortgewandten Predigers fehlen ebenso wie die ausgekochte Schläue des politischen Funktionärs. Seine hervorstechenden Eigenschaften sind seltener anzutreffen.

Vieles mag er von seinem wissenschaftlichen Mentor, Professor Oswald von Nell-Breuning gelernt haben: Einsatzbereitschaft auf den Gebieten der Sozialpolitik, eine ursprüngliche Freude an der harten aber fairen Auseinandersetzung, die Fähigkeit, schlicht auszudrücken, was andere nur kompliziert zu interpretieren vermögen.

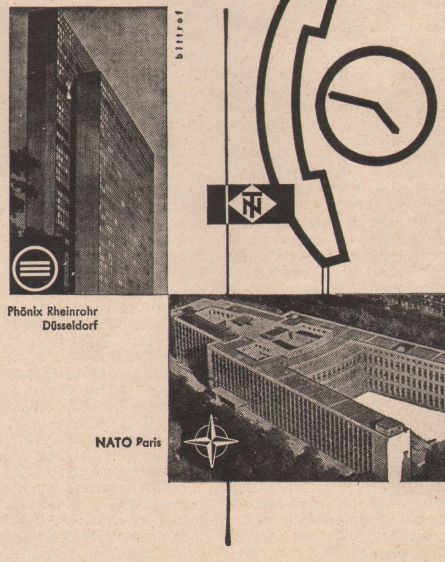
Mit Lothar Krappmann ist ein Studentenvertreter an die Spitze des Verbandes gewählt worden, wie er dort recht selten geworden ist, einer der ruhigen und nachdenklichen Zeitgenossen, die man weit häufiger im Hörsaal oder in der Bibliothek antrifft, als hinter den Schreibtischen des AStA.

Doch ist es gerade seine Erfahrung des routinierten Studentenvertreters (der trotzdem nach 10 Semestern ein glänzendes Examen ablegte), die Krappmann in den VDS einbringt: Seit 1958 war er Referent für studentische Arbeitskreise, 1959 wurde er zum ersten Vorsitzenden des AStA der philosophisch-theologischen Hochschule St. Georgen bestellt. Seit 1959 hat er an allen Sitzungen der VDS-Legislativ-Organe teilgenommen, er war Delegierter des Landes Hessen und Vorsitzender des VDS-Hochschulausschusses. Nach seinem Examen berief ihn der VDS als Sekretär der Neugründungskommission nach Bonn, die nordrhein-westfälischen Studentenvertreter machten ihn zum Landesbands-Vorsitzenden.

KhZ

TROTTELPARAGRAPH FEHLT

In Hildesheim wird das Regierungspräsidium offensichtlich von Trotteln und letzten Rechtspositivisten regiert. Oder sollte gar Böswilligkeit vorliegen? Das ist geschehen: Der Göttinger Ordinarius für Histologie und Neuroanatomie, Prof. Dr. Glees, hatte den zuständigen Regierungsbeamten gebeten, vier medizinisch-technische Assistentinnen einstellen zu dürfen. Er wird seinen Augen nicht getraut haben, als man ihm antwortete, man müsse zunächst klären, ob die Voraussetzungen gemäß Reichsgesetz vom 22. 2. 1940 gegeben seien, d. h. ob er deutschen oder artverwandten Blutes sei. Also Ariernachweis!



WENN

Fernmeldeeinrichtungen für Industrie Behörden - Handel und Gewerbe

DANN

die bewährten Fabrikate der

TELEFONBAU UND NORMALZEIT
FRANKFURT AM MAIN

Unser Fertigungsprogramm umfaßt:

Fernsprech-Anlagen · Elektrische Uhren und Uhrenanlagen
Arbeitszeit-Registrierapparate · Feuermelde-Anlagen
Wächterkontroll-Anlagen · Polizei-Notruf-Anlagen
Sicherungs- und Alarm-Anlagen · Lichtsignal-Anlagen
Waren-Verkaufsautomaten · Postalia-Frankiermaschinen

DISKUS in Frankfurt 1962 · April · Mai · 12. Jhg.

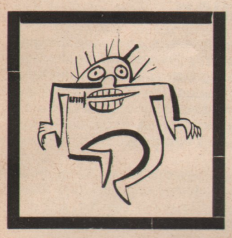
Ostermarsch der Atomwaffengegner

Aus vier Himmelsrichtungen kamen sie nach Frankfurt, nach dreitägigem Marsch, verstaubt, mit Sonnenbrand, Klampfen, Kinderwagen und Transparenten. 2000 von insgesamt etwa 10 000 deutschen Osterdemonstranten, darunter viele Studenten unserer Universität, strömten am Ostermontag auf dem Römerberg zusammen. Dort sorgte eine Band der Naturfreundejugend für Stimmung und kreierte eine Art Anti-Atom-Hillbilly mit dem Refrain: Einig sein in diesem Ziele oder wir sind morgen tot. Über der Kundgebung lag zunächst ein Hauch von Wandervogel und sympathischem Sektierertum. Glücklicherweise wurde er durch kräftige Ansprachen fortgeblasen. Der Schriftsteller Christian Geissler stellte gleich fest, daß Singen und Marschieren nicht genügt, um „die Bombe" zu beseitigen. Atompolitik sei „Ausdruck einer grandiosen moralischen Verkommenheit". Man muß zum „gefährlichen Gegner" dieser Politik werden, soll nicht auf ein „Wunder" hoffen, sondern dessen „machbare materielle Bedingungen" erforschen. Es gilt, die „gesellschaftlichen Mächte zu durchschauen", die den Menschen „verdummen wie ein Stück Schlachtvieh". Geissler begnügte sich mit dieser allgemeinen Aufforderung und betonte im übrigen „den Slogan und die Einsicht: Die Bombe muß weg". Leider sagte er nicht, daß die Atombombe, die natürlich weg muß, bei all ihrer Grauenhaftigkeit doch nur ein Symptom ist — weshalb sie sich auch so gut zur Weltnot stilisieren oder zum Seinsgeschick der Epoche hochjaspern läßt.

Der Labourabgeordnete Frank Allaun war eigens aus London angereist, um von Gießen nach Frankfurt mitzumarschieren. („Wir hoffen, daß im nächsten Jahr auch deutsche Abgeordnete dabei sind!") Frank Allaun bat jeden Einzelnen, sich persönlich zu fragen: Würde i c h die Atombombe über einer Großstadt abwerfen? Wenn nein, kann ich es anständigerweise von keinem anderen erwarten oder es ihm etwa befehlen ... Diese Erkenntnis durchlöchert die merkwürdigste „Arbeitsteilung" der modernen Gesellschaft: daß ein paar atomare Kriegshandwerker Heimat, Freiheit, Volk verteidigen und deshalb ihre Selbstachtung bewahren dürfen, während der Rest des Volkes seine Ruhe bewahrt, weil er sich im Ernstfall nicht die Hände schmutzig machen braucht und weil er amtlich eine Chance hat. Frank Allaun erklärte, der verhängnisvolle Rüstungskreislauf müsse durch einseitigen Verzicht oder, was sicher realisierbarer und ungefährlicher ist, durch einen Verhandlungskompromiß unterbrochen werden. Die Menschen in der Bundesrepublik sollten Nein sagen zu den ehrgeizigen Atomrüstungsplänen von „Herrn Strauß und seinen Generälen". Nun haben Herr Strauß und seine Generäle die Atomrüstung schon dankenswerterweise selbst zurückgestellt. Der Labourabgeordnete rannte also offene Schlüssellöcher ein. Wie er mitteilte, ist die Zahl der Atomwaffengegner in der britischen Arbeiterpartei seit einigen Jahren ständig gewachsen. Bei uns kann nur eine umgekehrte Entwicklung konstatiert werden, denn sowohl die SPD als auch die Gewerkschaftsspitzen warnten vor dem östlichen Ostermarsch, den sie vor einigen Jahren noch solidarisch begrüßt hätten.

Nach Frank Allaun sprach Rudolf Rolfs von der „Schmiere" und Pfarrer Dr. Freudenberg (Bad Vilbel).

Bleibt zu berichten, daß auf den Schildern und Spruchbändern der Demonstranten bekannte Neutralitäts-, Koexistenz- und Antikriegs-Losungen standen. Alle Redner wiesen den Vorwurf östlicher Infiltration zurück. Die Tatsache läßt hoffen, daß überhaupt noch jemand auf die Straße geht, nicht des Osterspaziergangs wegen, sondern um sein Unbehagen und seine Sorge zu manifestieren. R.D.



Das Mäntelchen der Großzügigkeit oder die Geschichte von 6500 Mark dargestellt und erläutert von sirius

„Hau ihr eine rein!"
„Warum?"
„Du sollst ihr eine reinhauen!"
— Flavius Catullus „De civitate".

Das Mäntelchen der Großzügigkeit, hinter dessen weiten Falten sich spröder Bürgersinn versteckt, um sich zu tarnen, dieses so großzügige Mäntelchen wird löchrig. Es ist nichts mehr mit dem Versteckspiel. Wir erkennen die Gesichter. Löcher machen deutlich. Die Fassade fällt. Auch in Frankfurt. Hier ganz besonders. Das städtische Oberhaupt „fühlt sich unseren Studenten verbunden" und der städtische Apparat entzieht den solchermaßen Umschmeichelten die finanziellen Möglichkeiten.

Seit Jahren wurde der weithin renommierte Fastnachtstrubel frankfurter Studenten, wurde das QUARTIER LATIN nicht besteuert. Man verwandte den Erlös zur Deckung der Unkosten und zu Förderungszwecken.

Dies Jahr nun fiel es den Vorstehern des Apparates in den Sinn, zu besteuern. Begründung: jedermann wird besteuert. Man müsse endlich den Paragraphen Genüge tun. Der Stadtsäckel ist leer. Traurig. Man muß sparen. Gut. Aber wo beginnt die Weisheit unserer Oberen, natürlich . . .! Wir kennen das. Da hinterziehen alljährlich eine Unzahl von Unternehmen eine Unzahl von Steuergeldern, da subventioniert man Hiroshima-Vergnügungsreisen von wenigen und verweigert die Aufklärung für die vielen. Da reist unser städtisches Oberhaupt nach Indien, was tat er dort eigentlich, außer sich demonstrativ für die Presse zu posieren, da werden Unsummen ausgeworfen, wenn ein dummer Fußballverein dummer deutscher Meister wurde. Zu sparen aber beginnt man bei den Studenten.

Das „Quartier Latin" brachte einen Gewinn von ca. 8300 DM, die der studentischen „Gesellschaft zur Förderung internationaler Hochschulbeziehungen" zugedacht waren, um Stipendia an mittellose ausländische Kommilitonen zu verteilen. Die ersten beiden Stipendiaten waren Algerier, die aufgrund der Bigotterie unserer Politik zu Verhungern verurteilt, durch diese studentische Selbsthilfe vor dem Verhungern bewahrt wurden.

Unsere Stadtväter verlangen nun, pardon, ihnen stehen 6500 DM zu.

Wir wissen, daß die Herren im Rathaus ihre Meinung für durchaus ehrsam halten, daß sie sich nichts vorzuwerfen haben, daß sie ordentliche Leute sind, daß sie Recht, und Recht auf mehr haben. Wir schlagen ihnen deshalb vor, das Studium zu besteuern, von dem Erlös noch 5 Eisbahnen, Radrennbahnen, eine zweite Paulskirche und ein neues Schwimmbad zu bauen und die Stadtverordnetenversammlung in corpore nach Indien reisen zu lassen, ansonsten aber nicht noch schön zu tun, und das löchrig gewordene Mäntelchen der Großzügigkeit zu begraben.

Wir haben dann endlich Ruhe. Und die nötig.

Demokratisches Brauchtum

Die Frankfurter Universität hat einen Prozeß verloren.

Wiederholt hatte sie den Antrag der Studentenverbindung „Alte Prager Landsmannschaft Hercynia im CC" auf Zulassung abgelehnt, weil diese sich in ihrer Satzung zum Farbentragen und Mensurenschlagen bekenne; dies widerspräche der Zulassungsordnung für studentische Verbindungen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität.

Die alten Prager klagierten die Universität und fochten vor dem Frankfurter Verwaltungsgericht: „Farbentragen und Mensur sind überkommenes Brauchtum, das auch in der heutigen Zeit als eines von vielen gleichwertigen Erziehungsmitteln geeignet ist."

Die Augen rechts — Ehre—Freiheit—Vaterland, Farben und Säbelrasseln. Die demokratische Freiheit ist gottlob geordnet zwischen den Lettern des Grundgesetzes liegen geblieben. Doch weiter im Text der Hercyniker:

„Dies ist neuerdings dadurch öffentlich anerkannt worden, daß u. a. der Coburger Convent, dem die ‚Alte Prager Landsmannschaft Hercynia' angehört, als förderungswürdig in den Bundesjugendplan mitaufgenommen wurde."

Eiapopeia. Ebenso schlicht [illegible]nte der Bauernverband behaupten, daß er demokratisch sei, weil ja die deutschen Eier subventioniert werden.

Die Frankfurter Universität wehrte sich indessen nur schwach und erfolglos gegen die auf offizielle Anerkennung ihrer Dreschflegelpraxis klagenden Landmänner von Prag. Statt auf die Bemühungen um Rationalität und Wissenschaft zu verweisen, denen die Institution Universität in allem zu dienen hat, und für die bunte Mützchen und Säbel nebst zugehörigen Verhalten nicht Brauchtum, sondern unbrauchbar sind, flüchtete die Frankfurter Anstalt mit Goethes Namen ins Gestrüpp abwegiger Argumente und berief sich auf einen Erziehungsanspruch: Es bestehe „kein Anlaß zur Registratur, Förderung und Unterstützung der mensurenschlagenden und farbentragenden Verbindungen seitens der Universität, weil diese Verhaltensweise mit dem Bild eines jungen Akademikers, wie es von ihr erstrebt wird, unvereinbar ist. Der Erziehungszweck rechtfertigt es, durch Förderung nur der Universität geeignet erscheinenden Verbindungen auf die Studenten mittelbar Einfluß zu nehmen."

Dies ist höchst unerfreulich. Es ähnelt in Ton und Inhalt dem Obrigkeitsdenken jener Traditionsvereine, die man gerade fernhalten möchte. Die Universität hat Berufung eingelegt.

Heimo Claasen

Wider die Zyklopen

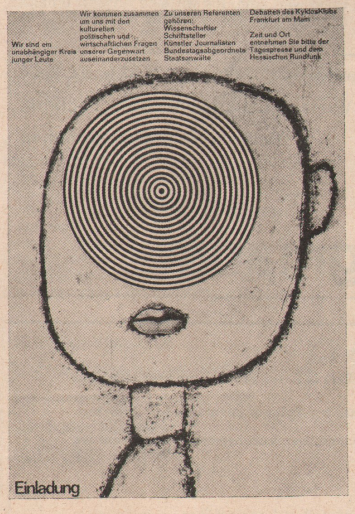
„Unsere jungen Mädchen sind heute zu bedauern. Sie verschwinden alle so schnell in der Ehe."
(Albrecht Nagel,
Erfinder der Kyklopen)

Der Kyklop leitet seine Daseinsberechtigung aus seiner Erscheinung her, von der er annimmt, sie garantiere ihm die Originalität, die er ersehnt. Der Kyklop hat an Stelle zweier Augen ein kreisrundes Brett vorm Kopf, auf das siebzehn weiße Kreise aufgemalt sind, um den Eindruck zu erwecken, das Brett rotiere; er ist kahlköpfig, hat nur das linke Ohr und statt eines Körpers eine Krawatte, deren Knoten den Hals ersetzt; die Lippen sind von unbeweisbarer Sinnlichkeit und verraten knirschende Zähne, die dahinter sitzen.

Dieses physiognomische Urphänomen ist keine Erfindung, sondern ein dokumentarisches Selbstzeugnis: Albrecht Nagel hatte an einige Graphiker den Auftrag vergeben, ein werbewirksames Plakat zu konzipieren und herzustellen, hatte wohl selbst auch seine eigene Vorstellung vom Erscheinungsbild des Kyklopen dreingegeben, das ist dann daraus geworden.

Von den Plakatsäulen glotzt der Kyklop; in den Schaufenstern spiegelt sich der Kyklop und auf den Straßen läuft der Kyklop: mittwochs, gegen 19.00 Uhr hastet er, multipliziert mal siebzig bis einhundertundzwanzig, zur KATAKOMBE, dem Frankfurter Kellertheater in der Brückenstraße, in dessen Seitenräumen ein Kyklopei aufgemacht worden ist. Er ist männlich oder weiblich, in der Hauptsache zwischen 18 und 30 Jahren alt, studiert, steht in einem Lehrverhältnis oder lernt auf der Schule. Einige machen auch das Abitur nach. Tut er das nicht, so interessiert er sich für die Fragen der Gegenwart, und zwar brennend. Überhaupt: der Kyklop besteht zum allergrößten Teil aus Interesse, aber nur SO.

Um sich mit den Fragen der Gegenwart auseinandersetzen zu können, setzen sich die Kyklopen zuerst einmal zusammen: jeden Mittwochabend sitzen alle Kyklopen und Unterkyklopen („anregende Freunde sind immer willkommen" — so Herr Nagel) um die einzige Lampe der Kyklopei, von der das Snob-appeal verlangt, daß sie über einem Haufen zusammengekehrter Kippen und einer Rose, die in eine leere Schnapsflasche hineinpraktiziert worden ist, an einer langen Zuleitung schaukele. Alle diese vielen Kyklopen zusammen nennt man, zufolge einer Übereinkunft, den KYKLOS-Klub. Kyklos heißt Kreis und gibt ungefähr wieder, wie die Kyklopen denken. Wenn sie das tun. Meistens setzen sie sich eben nur auseinander; zu welchem Zweck sie — gemäß dem Plakate, das für sie wirbt — auch zusammenkommen. Von ‚nachdenken über' ist dir auch nichts versprochen worden, lieber Zukünftiger. Mit was setzt man sich in der Kyklopei auseinander? MIT DEN KULTURELLEN, POLITISCHEN UND WIRTSCHAFTLICHEN FRAGEN UNSERER GEGENWART. Bitte sehr — UNSERER Gegenwart; es heißt nicht ‚die Gegenwart' und daher sinngemäß hier ‚der Gegenwart', sondern es wird, so verlangen es die Regeln der Kykloperei, sofort zu Anfang ein Raubzug gestartet, in dessen Verlauf eine allgemeine Eingemeindung stattfindet. Im Handstreich berauben die Kyklopen die Gegenwart ihrer Freiheit und kassieren sie für sich ein, ohne dafür auf die Finger geschlagen zu bekommen.



Nachdem die Rundäugigen — so wollen die Kyklopen ihre Namensgebung verstanden wissen — die Eigentümerfrage geklärt haben, und die Gegenwart in eine hauseigene umgefälscht haben, machen sie sich daran, diese abzumarkten. Hätten sie Homer, nein, IHREN Homer gelesen, so würden sie nicht die Unvorsichtigkeit begangen haben, sich mit der Benennung selbst zu verstümmeln; denn darauf läuft es hinaus, wenn man sich des Zitats aus der Odyssee erinnert, das im 9. Buch steht und die Kykloperinsel beschreibt: „Weder von Herden ist sie eingenommen noch von Ackerbau, sondern unbesät und unbepflügt alle Tage ist sie von Menschen leer und nährt nur meckernde Ziegen." Gleichviel, sie habens nicht besser gewollt.

Sie greifen also mit dem Messer den Fragen der Gegenwart an den Hals; damit das Blutbad, das sie dabei anstellen, nicht zu groß wird, bedienen sie sich jeweils eines Referenten — „zu-unseren Referenten gehören Wissenschaftler, Schriftsteller, Künstler, Journalisten, Bundestagsabgeordnete, Staatsanwälte" — dem die

Fortsetzung: lokales/4

Briefkasten: Fragen Sie Frau Charlotte!

Werter Leser!
Das Bedürfnis, dem wir durch unsere Briefspalte Abhilfe schaffen wollen, ist größer als es sich eigentlich zwischen den Mauern der Universität denken läßt. Es sind uns Zuschriften und Anfragen in solchem Umfang zugegangen, daß es Frau Charlotte unmöglich gewesen ist, in der ihr zur Verfügung stehenden Zeit die jeweils angemessene Antwort zu finden, weil die Probleme der Studenten so diffiziler Natur sind, daß sie eine eingehende Beschäftigung erfordern. Wir drucken heute Briefe ab, die für viele stehen, die uns zu diesen Themen zugegangen sind.
Für eine notwendige Richtigstellung bitten wir um Ihr Verständnis: Wir hatten Ihnen Frau Charlotte mit ‚Leib und Seele zur Verfügung' gestellt. Da nun zweiunddreißig Studenten um eine Verabredung gebeten haben, scheint es uns nicht überflüssig darauf hinzuweisen, daß von nun an nur noch die Seele und die weite menschliche Erfahrung Frau Charlottes zur Verfügung stehen. Das sei insbesondere den Herren gesagt.

Liebe Frau Charlotte!
Ich studiere seit acht Semestern Germanistik und will in einem Jahr versuchen zu promovieren. Mein Freund sagt mir nun — er studiert auch im achten Semester Germanistik und will in einem Jahr promovieren — daß man nicht mehr promovieren kann, ohne zuvor ein Staatsexamen gemacht zu haben. Aber ich denke überhaupt nicht daran, ein Staatsexamen zu machen, mein Freund natürlich auch nicht; da muß man sich ja totarbeiten und wozu das alles. Ich dachte, ich könnte mir meinen Studienabschluß so einrichten, wie ich es will, nicht wie die Fakultät es fordert. Mein Freund weiß auch nicht weiter. G. B. aus D.

Liebes Fräulein G. B.!
Ihnen und all denen, die mir zu diesem Thema geschrieben haben, möchte ich einen Rat geben: Lassen Sie sich im Deutschen Seminar den Unterschied zwischen ‚können' und ‚sollen' erklären; in Wirklichkeit ist es nämlich keineswegs so, daß man nicht promovieren k a n n, ohne zuvor ein Staatsexamen abgelegt zu haben; man s o l l t e es nicht tun. Ob Sie es tatsächlich aber können, das wird sich dann zeigen. Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen; vielleicht überlegen Sie es sich noch einmal mit dem Staatsexamen, und Ihr Freund auch. Sie machen Ihrem Professor eine Freude und verhelfen sich selbst zu einem akademischen Titel.

Liebe Frau Charlotte!
In einer delikaten Angelegenheit suche ich Ihren Rat: Ich muß jeden Morgen in der völlig überfüllten Straßenbahn fahren und erlebe jedesmal, daß sich die Männer mit Freude an mir vorbeiquetschen und mich bedrängen. Ich gebe ja zu, daß ich eine gute Figur habe, aber daß mir das durch die Frankfurter Verkehrsverhältnisse auf eine Art augenscheinlich gemacht wird, die mich in arge leibliche Not bringt, verletzt mein Schamgefühl. Was soll ich nur tun? Ich bin ganz verzweifelt und meine Mutter auch. Sie will es nicht leiden, hat sie gesagt.
K. R. aus I.

Liebes Fräulein K.!
Ich will nun nicht bestätigen, daß es mir genauso oder ähnlich geht; aber sollten Sie nicht besser zu Fuß zur Universität gehen, um dieser ‚Not', wie Sie es sehr anschaulich beschreiben, zu entgehen? Sie wissen sicherlich, daß die Frankfurter Straßenverkehrsverhältnisse in den nächsten 15 Jahren nicht besser werden können. Bevor wir den allgemeinen Notstand in Frankfurt ausrufen — Sie sehen wahrscheinlich ein, daß es nicht angehen kann, auch dafür noch ein Notstandsgesetz vorzubereiten — haben wir etwas anderes versucht: wir haben — mit völliger Diskretion natürlich — Ihren Brief an den Verkehrsdezernenten der Stadtverwaltung weitergeleitet. Ich bin sicher, daß den Herren dort das Schamgefühl und die Not der Studentinnen heilig und die Sorge der Mütter eine Überlegung wert sind. Bis wir eine Antwort erhalten, könnten Sie vielleicht etwas für Ihre Figur tun.

Die Kleingärtner von Ginnheim

In Frankfurt gibts einen Kleingärtner, der heißt Bernhard Gresser und ist im Zivilberuf Amtsgerichtsrat, ein gewissenhaft ruhiger Bürger also.
Aber wehe der Welt, es will jemand an seinen Kleingarten!
Dann ist der Kleingärtner Gresser kein ruhiger Bürger mehr. Dann wird der Kleinbürger Gresser zum redegewaltigen Volkstribun, der ganze Volksscharen versammelt und Pressekonferenzen hält und Worte findet, die „zu Herzen gehen" (Frankfurter Rundschau). Dann malt Amtsgerichtsrat Gresser das Bild des enteigneten Kleingärtners, der, einstmals ein zufriedener Bürger, nun aus seinem Kleingarten vertrieben, sich verlassen und verstoßen fühlt, „an Gott und der Welt verzweifelt". Und Gott weiß, das es gut wäre, wenn der zufriedene Bürger einmal an ihm und der Welt verzweifeln würde. Aber er wirds nicht tun, die Versicherung kann ich Herrn Gresser geben. Selbst wenn man ihm den Kleingarten wegnimmt.
Und das wird sich kaum vermeiden lassen. Jedenfalls sind Stadt und Universität gewillt, die Universität auf der Ginnheimer Höhe auszubauen. Dazu aber braucht man Gelände, und das Gelände gehört den Kleingärtnern, diese wiederum sind in einem Verein mit einem Vorsitzenden, der Amtsgerichtsrat ist und sogar Pressekonferenzen halten kann, eben besagter Herr Gresser.
Der Zusammenhang wird dem Leser nun wenigstens klar sein.
Weniger klar ist allerdings, warum immer wieder versichert wird, Frankfurts Bürgerschaft fühle sich mit der Universität eng verbunden, schließlich sei diese ja nicht einfach so eine Universität, sondern eben eine Stiftung, ein Denkmal Frankfurter Bürgersinns usw. Und dann kommt meist noch die berühmte Geschichte von ihrer Gründung, fast schon ein Mythos.
Nicht jeder Bürger hat Sinn für Mythen. Kleingärtner schon gar nicht. Kleingärtner wollen Vergißmeinnicht säen und Gemüse ernten. Gemüse wiederum wächst nur auf der Ginnheimer Höhe, während man Universitäten überall bauen kann. Also! Was streiten wir uns noch! Also oder so ähnlich stritt Herr Gresser und machte sich zum Vorkämpfer des Gartenlaubenidylls und aller kleinen Gartenzwerge.
FDP-Stadtverordneter Fuchs sagte auf einer Versammlung Frankfurter Kleingärtner, bevor man daran gehe, Gelände auf der Ginnheimer Höhe zu enteignen, solle man doch die Grundstücke innerhalb des Universitätsbereiches zweckentsprechend bebauen. So seien in der vergangenen Zeit zum Beispiel wertvolle Bauplätze mit Studentenwohnheimen zugebaut worden.
Selbiger Herr Fuchs meinte auf der gleichen Versammlung, die Frankfurter Universität sei ohnehin geisteswissenschaftlich orientiert, warum solle man die Naturwissenschaften nicht der TH Darmstadt angliedern. Niemand fragte Herrn Fuchs nach dem Sinn einer Universität. Er selbst setzte ihn vermutlich als unbekannt voraus. nel

Marsch-Marsch

Und sie marschieren doch.
— hier die Soldaten in der „steingrauen Uniform" (Deutsche Zeitung), die demnächst durch föderalistische Farbkleckse attraktiv aufgeputzt werden soll.
— und da die von ihrem Gewissen und ihren Gefühlen Angeführten, die mit Plakaten und Apokalypsen Beladenen.
Unter beiden: Studenten dieser Universität.
Militär und Ostermarschierer.
Einwurf: Aha, dieser Schreiberling will alles in einen Topf werfen!
Stimmt.
Eine gewisse species Militär (nennen wir sie ruhig Militaristen) und eine gewisse species Pazifisten und Berufsdemonstranten sind nämlich eines sehr verwandten (lies militanten) Geistes Kinder.
Werfen Sie einmal einem Soldaten vor, daß sein Stand nicht auf Palmzweigen gebettet sei! Halten Sie einmal einem Berufspazifisten entgegen, daß er ja überhaupt nicht in der Lage sei, Militär und Atomwaffen aus der Welt zu bringen! Sie werden es beide souverän überhören.
Es wird weiter marschiert. Es wird gegen den drohenden Untergang marschiert. Es wird weiter protestiert, diskutiert, zum Umdenken aufgefordert.
Umdenken! Richtig.
Aber wer tut's?
Solange unsere Pazifisten an der Gedanken- und Gefühlstracht, wie sie die Geschichtsbücher für Jahrtausende aufzeichnen, nichts zu ändern vermögen, können sie getrost auf ihre Bewegung verzichten. Die Damoklesschwerter werden über uns bleiben.
Die Geschichtsbücher erzählen von Mißtrauen, Verdächtigungen, Unterstellungen, Aberkennung des guten Willens, Diabolisierung. (Ein Teufelchen brauchen wir ja. Wie gut, daß doch der Strauß umgeht. Man müßte ihn ja sonst glatt erfinden!)
Fürwahr: traurige Geschichten.
Wer nicht mitmarschiert ist ein satter Spießer. Er muß aufgeklärt werden . . .
Dem Geist, der aus der Welt geschafft werden soll, wird eifrig zugesprochen.
Seit Adam übliche Gedanken denken die, die eine Welt zum Umdenken bringen wollen. Schade, daß unsere Pazifisten keine Pazifisten sind. Es wähle die zivile Schwester der Marschierens, wer Ostern Bewegung braucht. Er erinnere sich seines Faustes — und gehe nächste Ostern s p a z i e r e n. Helmut Herles

Personalien

Wilhelm Hennis, Professor und aufgehender Stern am Himmel der Frankfurter politischen Wissenschaften, hat gleich zwei ehrenvolle Rufe zur selben Zeit erhalten. Die Universität Hamburg hat ihm ein Ordinariat, die Freie Universität Berlin ein Extraordinariat angeboten. Wie sich Professor Hennis entschieden hat, ist noch nicht bekannt.
Konrad Kraft, Professor der Alten Geschichte, hat einen Ruf nach Heidelberg erhalten. Auch ihn ehrt eine zweite Berufung: Diesmal auf das Ordinariat für alte Geschichte an der Universität Frankfurt.

Berufungen

Prof. Dr. Hans Frick auf den außerordentlichen Lehrstuhl für Anatomie.
Karl-Heinz Degenhardt, bisher Privatdozent Münster, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Humangenetik und Erbpathologie bei gleichzeitiger Bestellung zum Direktor des Instituts für Humangenetik und Erbpathologie.
Heinz Otto Burger, bisher Professor in Erlangen, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Neuere Deutsche Philologie bei gleichzeitiger Ernennung zum Direktor des Deutschen Seminars.
Werner Martienssen, Professor, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Experimentalphysik, unter gleichzeitiger Ernennung zum Direktor des Physikalischen Instituts.
Arnold Münster, Professor, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Theoretisch-Physikalische Chemie.
Walter Rüegg, Professor, auf den ordentlichen Lehrstuhl für Soziologie, unter gleichzeitiger Ernennung zum Direktor des Seminars für Gesellschaftslehre.

Diplomprüfungen
Die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät der Universität Frankfurt hat zu den bereits bestehenden Diplomprüfungen für Volkswirte, für Kaufleute und für Handelslehrer als vierte Abschlußprüfung die Diplomprüfung für Sozialwissenschaftler eingeführt. Alle Prüfungsordnungen sind neu gefaßt und durch den Herrn Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung genehmigt. Erhältlich beim Dekanatsbüro und beim Prüfungsamt der Fakultät.

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 23633 und 25264
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften
Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

Luise Pollinger
Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 776377
Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 775589

Für nur 2,36 DM pro Monat im Studentenabonnement
Politik, Wirtschaft und Technik im Spiegel zuverlässiger Informationen, sorgfältiger Analysen und bemerkenswerter Kommentare
Industriekurier
Deutschlands einflußreiche wirtschaftspolitische Zeitung · Düsseldorf · Pressehaus

foto WAGNER berät Sie in allen Foto-u. Kinofragen
FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657
Nur 1 Minute von der Universität!

Wir haben bereits in unserer Februar-Ausgabe mit dem auszugsweisen Abdruck eines Manuskriptes begonnen, das unter dem Titel „Die Beteiligung der Studenten an den Selbstverwaltungsaufgaben der Universität" für ein von der Westdeutschen Rektorenkonferenz und dem Stifterverband veranstaltetes Preisausschreiben erstellt wurde und inzwischen mit dem ersten Preis ausgezeichnet worden ist. Der Autor war 1959 AStA-Vorsitzender der Universität München.
Die Abschnitte der Preisschrift, die wir heute für unsere Leser ausgewählt haben, besitzen besondere Aktualität. Sie enthalten überdies politischen Zündstoff, da zur Zeit ein neues Hochschulrahmengesetz für Hessen in Vorbereitung ist. Die Mahnung richtet sich allerdings nicht an ein staatliches Gremium, sondern an die Universitätsverwaltung selbst, der ein Abschied vom Obrigkeitsdenken offensichtlich schwer fällt. Daß der Forderung, die Studentenschaft aus der Hierarchie der wilhelminischen Ära zu entlassen, mannigfache Widerstände entgegenstehen, zeigen Vorfälle, über die wir an anderer Stelle berichten. Der Weg auf eine „demokratisierte" Hochschule hin, ist offensichtlich mit Schlaglöchern und Steinen übersät. Es wäre zu wünschen, daß die Thesen Rösemanns nicht ohne Widerhall bleiben, da sie ja immerhin selbst von der Rektorenkonferenz eines ersten Preises für würdig erachtet wurden. **Die Redaktion**

HARM RÖSEMANN
ein „contrat universitaire" wird gefordert

1
Die Öffentlichkeit, man weiß es, macht ihren Universitäten Schwierigkeiten. Sie versucht, ihr Selbstverwaltungsrecht durch Hochschulgesetze einzugrenzen, und sie verfügt über die Haushaltsmittel, von deren Existenz die Hochschule abhängt. Doppelt beklagenswert ist deshalb die Politik mancher Universitätsverwaltungen, welche die studentische Mitverantwortung als eine Art Gefährdung für die Hochschule in Frage zu stellen trachten. Dadurch, daß auch rein äußerlich die Universität jede Demokratisierung ihrer Struktur ablehnt, gelingt es ihr, sich der Öffentlichkeit als Fremdkörper suspekt zu machen. Die Öffentlichkeit begreift nicht, inwiefern das aristokratische Prinzip des wissenschaftlichen Geistes beschädigt wird, wenn in einem zehn- oder zwanzigköpfigen Dozentengremium auch ein Student gehört werden soll — einer oder zwei von fünftausend, zehntausend, fünfzehntausend. Die Studentenschaft begreift es auch nicht. Sie muß sich aber immer wieder von Senatsmitgliedern sagen lassen, daß man ihre Sprecher, die ja nicht, wie jene Senatsmitglieder, administrative Vorrechte verteidigen und verwaltungstechnischen Nutzen daraus ziehen können, daß man sie quasi als „Gewerkschaftler" empfände. Von Vertretern der Wissenschaft erwartet man rechtens eine differenziertere Ausdrucksweise.
Die Universität, die ihren Namen wahrmacht, ist eine Gemeinschaft. Ihre gemeinsame und natürliche Front ist jene gegen den verständnislosen Staat — dessen Verständnislosigkeit aber häufig die Schuld der Hochschule ist — und gegen die wenig informierte Öffentlichkeit. Eine Universität, die nicht gemeinsam mit allen ihren Mitgliedern um ihre Lebensrechte kämpft, ist als lebendige unglaubwürdig. Wird man den Parlamenten verübeln dürfen, wenn sie entsprechend reagieren?

2
Die Antinomie Studentenschaft—Dozentenschaft ist künstlich. Sie lebt von Provokationen und Ausschaltungsversuchen. Leider lebt sie sehr gut. Hier und nirgends anders wird der tödliche Streich gegen die Humboldtsche Universitätsidee geführt. (Sokrates verbietet seinen Schülern, über die Fachgrenzen hinaus zu fragen.) Es gibt da auch eine gewisse Schuld. Sie wird nicht dadurch geringer, daß man die Verantwortlichkeit verwirft und die — in höherem Sinne — pädagogische Zuständigkeit in Abrede stellt. Jeder Betriebsleiter weiß, daß sein persönliches Auftreten die kardinale Größe des psychologischen Betriebsklimas ist. Sollten unsere Professoren, denen doch von vornherein eine aufnahmewillige, eindrucksfähige Jugend bewundernd gegenübersteht, ihre geistige Ausstrahlung geringer veranschlagen?
Wenn eine widerspruchsvolle gesellschaftliche Situation mit unerfreulichen Zuständen endet, dann sind immer schuld alle diejenigen, die Einsicht und Kenntnisse genug besitzen, das Unerfreuliche vorauszusehen, aber nichts unternehmen, es abzuwenden.

3
Es ist ein merkwürdiges Faktum, daß jede vernünftige Ausarbeitung zur Hochschulerneuerung sehr bald in den Geruch kommt, sozialistisch zu sein. Dies ist um so merkwürdiger, als die offiziell sozialistischen Ausarbeitungen — die des Sozialistischen Studentenbundes zum Beispiel — oft in gar keinen Zusammenhang mit so beurteilten Arbeiten zu bringen sind.
Der naive Beobachter gewinnt jedenfalls den Eindruck, es handele sich weit öfter um die Verteidigung von Vorrechten, als um begründete Ablehnung.
Die Begriffsbestimmung des Akademischen, welche „die Vielen" als eine soziologische Mehrheit von der akademischen Minderheit abgrenzt, soll ja keinesfalls bestritten werden. Auch nicht, daß man heute an der Universität nicht mehr „unter sich" ist, im prekären akademischen Sinn.
Aber wenn den Studentenvertretern nicht bestimmte Gewißheiten klipp und klar verbrieft werden, dann werden immer nur solche in der Selbstverwaltung auftreten, die gewillt sind, sich vorzudrängen und zum Zuge zu kommen, die politischen Politiker, nicht aber die akademischen. Auf ihre Heranbildung — und das heißt für alle praktischen Zwecke: auf ihre Ermutigung — wird heute eben überhaupt verzichtet. Unsere junge Demokratie hat hier eine erschreckende Leerstelle gelassen — hat versäumt, eine der wichtigsten Rollen ihres öffentlichen Lebens — jene, in der sich das demokratische Bewußtsein der Nation repräsentiert, in der es sein höchstes geistiges Selbstverständnis findet, zu besetzen. Da die Rollen, in denen einst ein Fichte, Humboldt, Hegel, Schelling, Schleiermacher auftraten, nun aber einmal nicht ewig vakant bleiben können, so werden unzulängliche Statisten an die Rampe treten.
Jedoch, da die Geschichte, nach dem Worte Bismarcks, genauer buchführt als die preußische Oberste Rechnungskammer, so wird sie uns die Quittung für die Unterlassung gewiß noch präsentieren.

Oben: Die Universität 1950. 1962 ist mit den Gebäuden auch die alte Hierarchie restauriert

Unten: Die Studenten spielen derweil im Sandkasten. Hier beim Sommerfest in St. Goar

4.
Die Beteiligung im Senat gilt als Prüfstein für die Mitspracherechte der Studenten überhaupt. Der Ruhm weitgehender Mitspracherechte — das immergrüne Paradebeispiel der Freien Universität Berlin — ist manchmal schon legendär. Dies dürfte begründet sein in der Ehrwürdigkeit der akademischen Institution, aber auch in der Schwäche vieler Selbstverwaltungen und der daraus resultierenden Diskrepanz zwischen Amt und Inhaber. Die Folge davon ist u. a., daß die Studentensprecher mit einer Kondeszendenz empfangen werden, die ihrer Unerfahrenheit zwar entspricht, aber ein sachliches Gespräch, besonders unter abweichenden Meinungen, fast unmöglich macht. Die flüchtige Anwesenheit zweier AStA-Sprecher wird zur Formsache, wird zum Zeichen der Verbundenheit mit der akademischen Jugend, beschränkt sich auf die Kundgabe der mutmaßlichen Stimmung der Studentenschaft.

5
Mancher fürchtet, es könne der Würde akademischer Institutionen Abbruch tun, wenn wenig unterrichtete Studenten quasi gleichberechtigt in den höchsten Gremien der Universität vertreten seien.
Jedoch, gibt es eine Würde, die ohne Großmut gedacht werden kann? Magnanimitas, Krönung akademischen Geistes! Die Ehrerbietung des Studenten gegenüber seinen Lehrmeistern will ihren Ursprung aus innerer Überzeugung nehmen; institutionalisierte Ehrfurcht ist ein saures Geschäft. Bezeichnenderweise sind es selten die höchsten Instanzen der Universität, deren Würde gefährdet erscheint; eher mittlere; als fürchteten sie, der Glanz der Großen könne sich abnutzen, wenn auch noch zwei Studenten daran teilhaben.

6
Das Verhältnis zu den Rektoren ist meistens gut. Im persönlichen Gespräch werden den Studentenvertretern oft Rechte eingeräumt und Mitteilungen gemacht, für welche sie der Senat in seiner Gesamtheit gewiß für unzuständig erklärte. Die Zusammenarbeit mit dem Rektorat als Amt, oder in den Bereichen seiner amtlichen Zuständigkeit, hängt allerdings von Größen ab, die schwer zu beeinflussen und auch langlebiger sind als die Amtszeit der Rektoren. Vieles bleibt im Verborgenen und damit einer studentischen Beteiligung entrückt. Studentische Mitsprache im Universitätsalltag wird behindert durch eine Art Ehrgeiz der Universitätsbehörden, sich von den Studenten doch nichts sagen zu lassen.

7
Was aber Mitgestaltung, Formung der Hochschule betrifft, so hat die Studentenschaft noch weitere und kräftige Mittel der Einflußnahme, sei es durch die Mitbestimmung der Hochschulpolitik der ihnen nahestehenden Parteien, sei es durch die Kontakte zu Behörden und Ministerien, welche der Vorstand des AStA ohne große Mühe findet. Mensa-Subventionen, seit Jahren über den Behördenweg vergeblich erbeten, haben AStA-Vorsitzende schon durch einige Gespräche mit Mitgliedern der Haushaltsausschüsse unter Dach und Fach bringen können. In Grundsatzfragen haben sich staatliche Hochschulausschüsse im allgemeinen zugänglicher gezeigt als die universitären Senate.

Johannes Alt
Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10
Gartenstraße 134 · Tel. 61993
Haltestelle Hippodrom

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Peter Naacher
Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 26641, 687644

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Fortsetzung von lokales/1

schwierige Aufgabe zufällt, ein Thema so darzustellen, daß es die Kyklopen verstehen; denn anschließend an das Referat, das bündig und ausbeutbar sein muß, machen sie sich daran, dieses auszuweiden und breitzuschlagen. Diesen diffizilen Vorgang, der sich immer wieder selbst reproduziert, nennen sie ‚Debatte im Kyklos-Klub'. Dabei bleiben die angegangenen Themen meist auf der Strecke; manchmal rettet sich eines, wenngleich waidwund geschossen, über die Debatte hinaus, wo sich aber sofort seiner die Kyklopen erneut bemächtigen, um ihm im Stammcafé, das sie anschließend an die Debatten aufzusuchen pflegen, den Fangstoß zu geben. Erst dann kann das große Halali erschallen, woraus ersichtlich wird, daß wieder eine Debatte im Kyklos-Klub um ist. Diesen kann man daher auch als die höhere Art des Schindangers bezeichnen.

Der Oberkyklop und Erzengel — der letzte Beiname entstammt einer Eloge aus der FAZ vom 17. März 1962, worin auf 267 Zeilen der Mythos von der Kyklopen Blödigkeit hochgekitzelt wird — der Oberkyklop und Erzengel also ist Herr Albrecht Nagel, der die Kykloperei im Jahre 1960 erfunden hat. Herr Nagel, dessen Absichten mit Sicherheit und ohne Einschränkung die lautersten und besten waren, als er 1958 die ‚Debatten in der Morgensternstraße' ins Leben rief, war bis vor einigen Jahren Schriftsetzer. Er glaubte, das Abitur nachmachen zu sollen und ging, nach Abschluß seiner Lehre, aufs Hessenkolleg, wo er sich jetzt auf die Schlußprüfung vorbereitet.

Was er danach zu tun gedenkt, geht uns nichts an; in eingeweihten Kreisen jedoch spricht man davon, daß er Berufsjugendlicher werden wolle, damit er aus den Erfahrungen seiner Jugend die notwendigen Mittel für das Alter ziehen kann. Ob dieser Geheimtip der Wahrheit entspricht, ist nicht gewiß; viel spricht dafür, daß er stimmt; denn Herrn Nagels Affinität zur Jugend, der er sich von Zeit zu Zeit neu versichert, ist außerordentlich groß; so groß, daß er sich im Dezember 1960 berechtigt glaubte, — an dieser Selbstlegitimation sind seine Freunde nicht schuld. sie hatten ihn gewarnt — ‚Eine Schrift zur Verteidigung der jungen Generation' zu verfertigen und zu publizieren.

Diese Schrift ist eine Mischung aus Zitaten, Meinungen und pathetischen Invektiven des ehrenwerten Herrn Nagel, die zwischen zwei hellbraunen Pappdeckeln in einer ‚einmaligen, limitierten, handnumerierten Auflage von 1000 Stück' auf den Markt und den ahnungslosen Adressaten an den Kopf geworfen wurde. Das Elaborat, dessen Qualitäten in einem reziproken Verhältnis zu seiner Aufmachung und publicity stehen, brachte dem Autor lobende Rezensionen in der Lokalpresse, eine Viertelstunde im Hessischen Rundfunk und eine zweite Auflage ein, die die Großindustrie dazu verwandt haben mag, auf Wochenendseminaren den Teens und Twens zu exemplifizieren, warum die Kaufkraft der Jugendlichen so groß ist. Gedruckt worden ist die ‚Schrift zur Verteidigung der jungen Generation' in der KYKLOS-PRESSE, die von Herrn Nagel zu diesem Zweck gegründet wurde.

Foto: Walldorf

Verteidigt wurde in diesem Werk nichts; es wurde im Grunde nur den Stimmen durch die Publikation recht gegeben, die besagen, die Jugend schlucke alles, was man ihr präsentiere; sie hat auch diese ‚Schrift' geschluckt. Zur Verteidigung hätte es einer festen Position bedurft, die einen Angriff möglich macht; diese kritischen Möglichkeiten fehlten Herrn Nagel, er ersetzte Kritik durch Pathos — so läßt sich der Erfolg erklären.

Der Name KYKLOS wurde dann auf den Klub übertragen, der aus den ‚Debatten in der Morgensternstraße' hervorgegangen ist, weil sich die Besucher nach den Pressenotizen epidemisch vermehrt hatten; Herr Nagel sah ein, daß er mehr bieten müsse als die Garantie, man werde ‚von der Untugend zur Tugend gebracht', wie es auf den Einladungszetteln geschrieben stand.

Man zog um in die KATAKOMBE; der KYKLOS-KLUB war an das Licht der Öffentlichkeit getreten; daß es dabei blieb, dafür sorgte der spiritus rector selbst, indem er den Lokalredakteuren der Frankfurter Presse die Türen einrannte, damit turnusmäßig die Geschichten aus dem Kellerloche an die Öffentlichkeit gebracht würden und die Interessenten jeweils dienstags das Thema des folgenden Mittwochs lesen könnten.

Die Diskussionen im kleinen Kreise der Morgensternler hatten vielleicht noch eine Berechtigung, obgleich schon da verzweifelt mit der eigenen Halbbildung und dem kollektiven Unwissen jongliert worden war; in der KATAKOMBE allerdings mußte die Methode der völligen Zwanglosigkeit als Basis versagen; Herr Nagel reglementierte die unverbindlichen Zusammenkünfte und schuf ein Klubleben par excellence: es wurde geplant und ‚eingesetzt', gesammelt und Beitrag kassiert, eine Führungsschicht gegründet, die verwaltete und bestimmte, wie etwas wann und warum geschehen sollte. Das Niveau der Abende, das im kleinen Kreis durch Intensität hätte gehoben werden können, versank vollends in dem Morast gemeinnützigen Geschwätzes.

Wenn wir an der Kykloperei tadeln wollen, was falsch erscheint und den Kyklopen die Legitimation für das nimmt, was sie tun, so wollen wir nicht den Esel schlagen, wennn wir den Sack meinen: an der Bodenlosigkeit der Debatten sind die einzelnen Kyklopen nur in soweit mitverantwortlich, als sie sich für klüger halten, als sie sind; falsch und reaktionär ist es vielmehr, eine Gruppe zusammenzurufen, die man nicht als Teil der Gesellschaft begreift, die ihr die Verhaltensweisen vorschreibt, denen gemäß gelebt, gedacht und gearbeitet wird. Das Schweigen darüber bedeutet, dem Eskapismus das Wort zu reden, der sich immer nur selbst an der Nase im Kreis herumführt. Herr Nagel hat diese Bürde auf sich geladen, in Unkenntnis der Folgen und der Realität, die diese mit Notwendigkeit hervorbringen muß.

Ihm geht es nicht um thematisch abgrenzbare Aufschlüsselungen der Wirklichkeit, als die die gesellschaftlichen Phänomene auf ihn und die Kyklopen eindringen, sondern um thematisch abgegrenztes small-talk, das auch durch Vorbereitung nicht genießbarer und besser werden kann; es fehlt die Substanz, die die Bemühungen der Kyklopen dann ins Recht einsetzte, wenn sie erkennen würden, daß mit Zusammenfügen nichts getan ist, solange die Teile manipuliert auseinandergebrochen werden. Allen Wohl und niemand Weh ist vielleicht ein brauchbarer Karnevals-Slogan, aber keine Rechtfertigung für Diskussionsabende. In der muffigen Kellerluft der KATAKOMBE, wo das Geschwätz die Gespräche aussticht, gedeihen Phrasen und überholte Anschauungen deshalb so gut, weil man den Themen, die begackert werden, nur das Interessante, nicht aber das Wesentliche abringt; die Teile nicht als Teile begreift, die im Zusammenhang mit ihren Voraussetzungen und Wirkungen stehen; die Unvereinbarkeiten im Gespräch nicht als bedingt durch die Verschiedenartigkeit erkennt und alles gleich werden läßt, um in der Egalisierung einen faßbaren Punkt zu besitzen.

Wessen sich die Kyklopen rühmen und worauf sie stolz sind, ist, sit venia verbo, daß noch der absoluten Unfähigkeit, über ein Thema sprechen zu können, mehr Positives zugemessen wird, als der angemessenen Betrachtensweise. Solche ‚Diskussionen', denen die Rechtfertigung fehlt, weil sie nichts als den Bodensatz der Vorurteile hervorbringen, sind überflüssig. Nur eine kritische Haltung gegenüber dem, was angegangen wird, gibt innerhalb der Gesellschaft eine Funktion, die verteidigt werden kann. Sonst ist es besser, man verschwindet in der Ehe; und zwar möglichst bald.

Daniel Dachs

Fama

Die unlängst in der Frankfurter Öffentlichkeit durch ihren, im Vergleich zu ihren theatralischen Bemühungen zweifellos berechtigteren Hang zum höheren Druckgewerbe vorteilhaft aufgefallene **Studiobühne,** dementierte energisch Gerüchte, wonach sie sich freiwillig entschlossen habe, ihre künstlerischen Ambitionen in einer graphischen Anstalt auszutoben.

Die Fama war entstanden nach der letzten Inszenierung der Studiobühne, wo sich der Einfallsreichtum des Werbeplakates nur als das Feigenblatt vor der kruden Dümmlichkeit der Aufführung erwies, ein Angestellter der Flughafen AG., der sich in sträflichem Leichtsinn zum Regisseur berufen fühlte und eine der Not ihrer unverstandenen Triebe folgende Spielerschar, der das nahegelegene Institut für Leibesübung offensichtlich nicht gut genug war. dort ihres pubertären Spieltriebs, den sie fälschlicherweise für Spielbegabung hält, einfach durch vermehrtes Reckturnen Herr zu werden, hatten Yeats „Kommödiantenkönigin" öffentlich zu einer Schmierenkomödie herabgewürdigt. Beispiel gebend, daß, wer immer strebend sich bemühe, doch nicht so leicht zu erlösen sei, wie ers sich erträumt.

W.S.

Der Balkon

Städtische Bühnen Kleines Haus

Die Balkone. auf denen heute Idole verschiedener Provenienz dem Volk erscheinen. sind mit dem Pomp und Zierat einer Zeit versehen, in der zwei Antagonisten die Szenerie weltgeschichtlicher Händel betraten: Der Polizeichef und der Revolutionär. Das Spiel Genets beschreibt. wie aus den Praktikern der Macht historische Figuren werden. es zeigt ihren Einzug in das Wachsfigurenkabinett der Geschichte. Die schon da sind, Bischof, Richter und General, werden in den ersten Szenen vorgestellt. In den Salons der Bordellbesitzerin Irma stehen alle Requisiten zur Verfügung, deren sie als reine Erscheinung bedürfen: Die äußeren Zeichen ihrer Würde und Irmas Angestellte. die Huren sind. nicht indem sie ihr Geschlecht verkaufen. sondern Rollen: Sünderin, Diebin. Soldat. Die kleinbürgerlichen Kunden. die bezahlen. um die Rolle. die sie im Leben spielen. ablegen zu können. und für einige Stunden als Erscheinung das Leben vollends zu verlieren. bringen die Inszenierung mit. Regie führt die jahrhundertealte Erfahrung der Unwirklichkeit und Unerreichbarkeit gesellschaftlicher Schlüsselpositionen. Indessen bleibt ihr Spiel nicht ungestört. Das Volk hat sich gegen die erhoben, die draußen nur Amtsträger dessen sind, was sie in Vollkommenheit darstellen. Die Rolle, die Irmas Damen übernehmen, werden sie dafür bezahlt werden, will das Volk, von seinen Führern belehrt, daß es dafür selbst zahlt, nicht länger spielen. Aber an der Spitze der Revolution stehen schon nicht mehr die, die sie theoretisch konzipiert haben. Roger, Typ des eiskalten Revolutionärs, hat Chantal aus Irmas Salons zu den Aufständischen geholt. Sie wird zur Jean d'Arc der Revolution, zur Heiligen und Märtyrerin, wie sie es mit Irmas Kunden einstudiert hat. Roger weiß, daß die Revolution sich selbst aufgibt, wenn sie sich der Mittel der Gegner bedient, doch seine Warnungen bleiben wirkungslos angesichts der Erfolge Chantals.

Von ihren Gesängen berauscht, erobern die Aufständischen den königlichen Palast und sprengen ihn samt Königin und beamteten Würdenträgern in die Luft. Aber den eigentlichen Trägern der Macht gelingt die Flucht in Irmas Haus. Der Polizeichef, Irmas Geliebter und mit ihr wahlverwandt, hat sich hier einen Salon als riesiges Grabmal für seine Erscheinung vorbereiten lassen. Er erteilt seinen Truppen die letzten Befehle. Der königliche Gesandte, Regisseur der reaktionären Kontinuität, bereitet Irma und ihre Kunden auf ihren Auftritt vor. Sie zeigen sich als Königin. Bischof, Richter und General auf dem Balkon. Chantal erscheint mit ihnen, wird erschossen und vom Bischof auf der Stelle heilig gesprochen. Das Volk, süchtig geworden, huldigt den Idolen, die zu stürzen es ausgezogen war. In dem Grabmal wird Roger der erste nachrevolutionäre Kunde Irmas. Er flieht in die Figur des Polizeichefs, deren innere Mechanik ihm bewußt wurde, in dem er an ihr scheiterte. Seine Komplementärfigur, ein vom Hause gestellter Sklave, verkörpert das Volk, mit dessen toten Leibern das Monument erbaut wurde. Irmas Geschäft ist um einen Auftritt bereichert. Es floriert.

Dieses Spiel der von Menschen gebildeten Bildnisse zu inszenieren ist darum eine schwierige Aufgabe, weil es ebenso gilt, die Realität der Erscheinungen zu zeigen, wie die Scheinbarkeit der Realität. Piscator hat sie gemeistert, weil er das hat, was bundesdeutsche Regiekünstler für dem Theater wesensfremd halten: eine Konzeption. Er geht nicht von der Wirkung aus, die er erzielen könnte. sondern von dem Text, den er vor sich hat. Nur folat er ihm nicht mit der Konsequenz, die man sich im Interesse des Verständnisses wünscht.

Die simultane Spielweise bereichert das Stück zwar um neue dramatische Akzente, entspricht aber nicht dem geschichtlichen Prozeß, der hier abgebildet wird.

Das Publikum lauerte auf Blasphemien, und was ihm Karl Korn sonst noch versprochen hatte. Nach drei Stunden suchte es quängelnd das Weite. Es war nicht auf seine Kosten gekommen.

Peter Milger

Professor Hans Ernst Köhler

Die Paulskirche hats in sich. Jedesmal. Wenn man gezwungen ist, sie zu betreten. Das Gebäude, in dem das erste deutsche Parlament tagte, stellt heutzutage dem deutschen Vereinsleben die Räumlichkeiten, die historisch trächtigen Räumlichkeiten, in denen es sich um so eher Belangloses treiben läßt, als ja das Vergangene sich nur durch den Hauch zu wehren vermag, und der stört wenige. Wo es einmal um Prinzipielles ging, da übergibt, feiert, verleiht, drischt, jubelt man und stellt aus.

Diesmal: gezeichnete Albernheiten von H. E. Köhler, der ein Professor sein soll, man stellt sich die Frage danach mehrmals, wenn man durch die Ausstellung geht, die deren Initiatoren so liebevoll in die Bereiche der deutschen Karikatur zu verweisen glaubten. Wir sind anderer Meinung. Karikatur ist Satire, nicht Ironie, ist Messer, das sein Opfer zerstört, nicht ihn liebevoll mit erhobenem Zeigefinger tadelt. Zur Karikatur gehört mehr, als nur die Fähigkeit, Konterfeis wiederzugeben und zu kleinen gezeichneten Geschichtchen zu verarbeiten. Wir sehen sie ja allwöchentlich in der Frankfurter Allgemeinen. Man fragt sich beim Verlassen der Ausstellung, wo die Zeichnungen von H. E. Köhler aus der Zeit vor 45 geblieben sind, warum man sie, wenn man schon ein „Lebenswerk" offeriert, verschweigt. Es gäbe sicher Interessantes zu vergleichen.

cc

Benno Walldorf

In einer kleinen, vielseitig deutbaren Vernissage der Frankfurter GALERIE AM DOM stellte sich der Maler, Photograph und vor allem Musiker Benno Walldorf einem mit leichter Hand und sicherem Geschmack komponierten Kreise professioneller Kunstfreunde.

Man ergab sich jener Causerie, deren Plattheiten so bereitwillig dem Verständnis ein Bein zu stellen pflegen, während es sich Dr. Fritz Usinger nicht nehmen ließ, Bemaltes, Belichtetes und Geblasenes — die Musiker der Walldorfschen Blues Combo hatten sich eingefunden, unter ihnen der amerikanische Folk Singer Patrick McKelvey — in empfindsamen Formulierungen zu preisen. Darauf bat Hanna Becker vom Rath, die im Kunstgewerbe ergraute, den solchermaßen Vielgelobten an das Saxophon. Der Abend endete für die Professionellen in Armands „Jazz Bistrot" und für die Enthusiasten in tiefen und weniger tiefen Betrachtungen, bevor die Nacht ihr Spielchen trieb.

cc

Wäscherei im Studentenhaus

3 Oberhemden DM 2.85! Kittel DM 1.10! Wir übernehmen auch Ihre sämtliche Wäsche, Auslieferung schrankfertig. zu günstigen Stückpreisen. Von 4 kg an à kg 1.10! Chemische Reinigung!

JOSEF HILFRICH
Wissenschaftliche Buchhandlung

Frankfurt am Main-West 13
An der Bockenheimer Warte
(Adalbertstraße, Ecke Gräfstraße)
Telefon 776865

VON HINDENBURG ZU HITLER

Die Korporationen und die Weimarer Republik ■ Von Hans Schlömer

„Man kann nicht darüber hinwegsehen, daß bestimmte studentische Formen in der Vergangenheit Ausdruck einer Gegnerschaft gegen die Demokratie, Zeichen eines aggressiven Nationalismus und Zeugnis eines gewissen Kastengeistes gewesen sind. Wir haben es erlebt, daß diese Formen von jenen Studenten gepflegt wurden, die zwischen sich und der deutschen Demokratie einen Graben gezogen hatten. Als die Republik in Gefahr kam, haben sie sich ihr versagt, weil sie nicht sehen wollten, daß es doch ihr Staat war, der dort um seine Existenz rang."

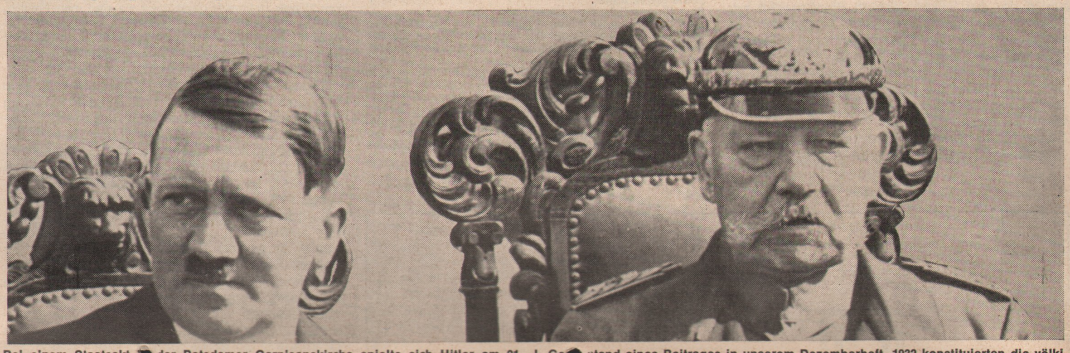
Der so vor dem Deutschen Studententag 1954 urteilte, war der damalige Bundesinnenminister Gerhard Schröder. Die deutliche Anspiegelung auf das politische Glaubensbekenntnis weiter Kreise des völkischen Verbindungswesens in der Weimarer Republik, wurde ohne offenen Widerspruch hingenommen. Nur wenige alte Verbindungsstudenten waren bereit, die Kritik als „Provokation im Glashaus" abzutun, mit dem Hinweis übrigens, Schröder sei als Referendar im Mai 1933 ja auch SA-Mann geworden . . .

Diejenigen, die sich durch solche und allerlei andere Erklärungen zu salvieren versuchten, übersahen allerdings, daß einige Monate zuvor bereits ein anderer und zweifellos kompetenterer Politiker, nämlich der damalige Bundestagspräsident Hermann Ehlers, selbst Alter Herr des Verbandes der „Vereine Deutscher Studenten" (VDSt), in Marburg seinen Verbandsbrüdern ins Gewissen geredet hatte, als er unmißverständlich von der „versäumten Chance des Weimarer Staates" gesprochen hatte: „Was haben wir eigentlich versäumt, als sich in Weimar notgedrungen zum ersten Mal die Chance bot, einen demokratischen Staat in Deutschland zu bauen? Warum haben wir draußen gestanden, warum haben wir diese Chance nicht ausgenutzt, warum haben wir diese Möglichkeiten verspielt?" Ehlers hatte seinen Zuhörern auch die Gründe nicht vorenthalten wollen: „Wir haben damals einen falschen Zusammenstoß zwischen dem nationalen Gedanken und der Demokratie konstruiert. Wir haben uns selbst eingeredet und einreden lassen, daß Demokratie und nationaler Gedanke im Weimarer Staat ein Gegensatz hätten sein müssen. Wir müssen uns heute fragen, welch ungeheure nationale Bedeutung diese Weimarer Demokratie in der Erhaltung des Reiches gehabt hat. Es wäre unser Auftrag damals gewesen, nicht in der Verneinung stehen zu bleiben."

Der Bundestagspräsident konnte wie nur wenig andere ehemalige Korporationsstudenten in Anspruch nehmen, schon während seiner Berliner Studentenzeit auf eine positive Mitarbeit der Studentenschaft am Aufbau des jungen deutschen Staatswesens hingearbeit zu haben. Gegen nicht geringen Widerstand hatte er es unternommen, den damaligen Reichsaußenminister Stresemann vor der Berliner Studentenschaft sprechen zu lassen. Beschwörend hatte Stresemann, der soeben mit dem Friedens-Nobelpreis ausgezeichnet worden war, die jungen Studenten für seine Politik zu gewinnen versucht. – einige Wochen später kam es beim Bonner Studententag zu wüsten Lärmszenen, als ein angesehener Studentenvertreter die Forderung erhob, auch die Studentenschaft solle der traditionsreichen schwarz-rotgoldenen Fahne der jungen Republik die Anerkennung nicht versagen. Triumphierend stellte ein führender Hochschulpolitiker des Weinheimer SC fest, die überwältigende Mehrheit der Studententagsteilnehmer sei auch politisch „schwarz-weiß-rot" gesonnen!

Wie treffend diese Diagnose war, sollte sich im Januar 1927 zeigen, als der berüchtigte „Hochschulring Deutscher Art", zu dem sich die waffenstudentischen und völkischen Verbände, aber auch konfessionelle Korporationen zusammengeschlossen hatten, unverhüllt erklärte: „. . . und wenn wir weiter nichts zu tun wüßten an der Erziehung unserer akademischen Jugend, so müßten wir wenigstens mit allen Kräften danach streben, das zu verhindern, was einst der preußische Kultusminister Boelitz als seine Aufgabe hingestellt hatte: Das Bekenntnis zum heutigen Staat!"

Zwar war die Erregung der Öffentlichkeit demgemäß, als der Zentrumsabgeordnete und Bonner katholische Theologe Lauscher diesen Vorfall im Preußischen Landtag zur Sprache brachte, – aber alle Mahnungen einsichtiger Politiker und Professoren prallten an den Studenten ab. Das gesamte, sogenannte „völkische Studententum" applaudierte ein Jahr später dem Bekenntnis des deutschnationalen Reichstagsabgeordneten Professor Martin Spahn: „Dem Staat gegenüber, der uns seine republikanische Gesinnung aufnötigen will, kann es keine Verständigung, sondern nur unbedingte Klärung und kämpferische Auseinandersetzung geben!" In Spahn hatte der „Hochschulring Deutscher Art" seinen geistigen Mentor gefunden.



Bei einem Staatsakt in der Potsdamer Garnisonskirche spielte sich Hitler am 21. März 1933 (auf unserem Bild mit Hindenburg) noch geschickt als Bewahrer preußischer Tradition auf. Zwei Tage später folgte das Ermächtigungsgesetz. Es hatte sich als Fehlrechnung erwiesen, daß der völkische Nationalismus erwartet hatte, man könne die NSDAP durch die Heranziehung zur Macht gewissermaßen „zähmen". Hindenburg ist auf solche Weise „zum tragischen Platzhalter zwischen Wilhelm II. und Hitler geworden" (Conze). Strukturfehler der Republik, Wirtschaftskrise, Demagogie und Radikalisierung hatten die Voraussetzung geschaffen. Der fortschreitende psychologische Machtverlust der Republik und die Radikalisierung sind nirgends so deutlich zu verfolgen wie im Bereich der Hochschulen. „Wenn eines mich an den Sieg unserer Bewegung glauben läßt, so ist es der Vormarsch unserer Bewegung in der Studentenschaft", konnte Hitler im Herbst 1931 erklären. Dieser „Vormarsch" war soeben aus dem Feld heimgekehrten Studenten – und hier besonders die Korporationsstudenten – bereit gefunden, nochmals in die der regulären Reichswehr angegliederten Zeitfreiwilligen-Regimenter einzutreten, um die Autorität der Regierung Ebert zu festigen. Unter dem Schutz studentischer Freiwilliger hat die Nationalversammlung in Weimar, – und nach dem fehlgeschlagenen Kapp-Putsch, in Stuttgart ihre Sitzungen abgehalten. In entscheidender Stunde hatten so Studenten mit ihrem Einsatz – und oft genug mit ihrem Blut – die Republik vor dem Untergang retten helfen. Niemand kann das heute – sowenig wie früher – bestreiten. Die Studentische Selbstverwaltung war von der Generation der Frontsoldaten aufgebaut worden, in enger und vertrauensvoller Zusammenarbeit mit den Kultusministerien und Parlamenten der Länder. Man hatte sich von dem neugeschaffenen „Studentenrecht" eine Bindung der Studentenschaft an den Staat versprochen, eine Bindung, die sich bereits während der kommunistischen Aufstände als nützlich für die Republik ausgewirkt hatte.

Wann und woher kam der Umschwung? Theodor Litt hat bei der Vierzigjahrfeier des „Deutschen Studentenwerks" im Herbst des vergangenen Jahres eine Begründung zu geben versucht. Nach ihm haben die in den Nachkriegsjahren immer stärker werdenden antisemitischen Strömungen in der Studentenschaft der späteren politischen Radikalisierung Tür und Tor geöffnet. Ein weiterer Hinweis erweist sich als aufschlußreich: Beim Marsch zur Feldherrnhalle am 9. November 1923 konnte Hitler bereits einem Studentenbataillon unter der Führung von Rudolf Hess die Verhaftung der bayrischen Minister übertragen.

Sicher hat Hitler 1923 nicht nur unter der Münchener Studentenschaft – bei Korporierten und Nichtkorporierten – bereits zahlreiche Anhänger und Mitläufer gehabt: Der Führer des „Deutschen Hochschulringes" erließ einen phrasenhaften Aufruf, in dem ziemlich deutlich davon die Rede war, daß es einst doch gelingen müsse, das Werk Hitlers zu vollenden. Auf den Tag müsse man sich vorbereiten . . . 1933 wehten die Hakenkreuzfahnen dann tatsächlich über den deutschen Hochschulen.

Es würde den Rahmen dieses Überblickes sprengen, den politischen Kurs der einzelnen Korporationsverbände hier im Detail schildern zu wollen. Einige Angaben müssen genügen. Diejenigen Verbände, die sich von der Tradition her bewußt als unpolitisch oder neutral verstanden, konnten sich der politischen Radikalisierung weitgehend entziehen. Das gilt weithin für die Corps-Verbände. Ihr historischer Widerpart, die „Deutsche Burschenschaft", einst unter bewußt politischer Zielsetzung begründet, mußte es hinnehmen, daß schon in der Weimarer Republik der Plan, den gesamten Verband in die NS-Bewegung zu überführen, in den eigenen Reihen auftauchte. Die Frage eines aktiven politischen Einsatzes beim Volksbegehren gegen den Young-Plan brachte schwere innere Auseinandersetzungen mit sich, die fast ein Auseinanderbrechen verursacht hätten. Ähnlich erging es dem Verband der „Vereine Deutscher Studenten" (VDSt), der wegen seines Eintretens für das Volksbegehren in eine scharfe Auseinandersetzung mit seinem Ehrenmitglied Reichspräsident von Hindenburg geriet.

Zahlreiche kleinere Verbände waren schon frühzeitig von den Nationalsozialisten unterwandert, – oder firmierten offen als NS-Korporationsverband, wie etwa die 1919 begründete „Deutsche Wehrschaft" die Adolf Hitler die Ehrenmitgliedschaft antrug. Ähnliches gilt von Teilen der gildenschaftlichen Bewegung, die sich dem „NSD-Studentenbund" als Führer-Elite antragen wollten. Bei katholischen Korporationsverbänden, die sich nur zeitweise zu gemeinsamen staatsbürgerlicher Bildungsarbeit zusammenfanden, zeigte der größte Verband, der farbentragende CV, Sympathien für den völkischen Kurs des „Hochschulrings deutscher Art", während der UV hingegen – nach zeitgenössischem Urteil – am weitesten im „Lager von Weimar" stand. Das hatte zur Folge, daß sich einige mehr „national" eingestellte Korporationen vom UV trennten und unter betont großdeutscher Zielsetzung den farbentragenden „Ring katholischer Deutscher Burschenschaften" (RKDB) begründeten.

Die zahlreichen jüdischen Korporationen, ob schlagend, farbentragend oder „schwarz" gerieten in immer stärkere Isolierung. Als die Universität München 1926 eine Hundertjahrfeier beging, untersagte man ihnen, feierlich zu „chargieren". Die Universität fand sich damit ab! Als im folgenden Jahr der Rektor auf einer Aufhebung der Diskriminierung bestand, löste sich prompt der völkische Korporationsring auf.

Wie war es möglich, daß sich solche Szenen an einer angesehenen Universität abspielen konnten? Friedrich Meinecke hat es im gleichen Jahr deutlich ausgesprochen – und dabei seine Kollegen auf den Lehrkanzeln nicht geschont. Anläßlich einer Tagung des „Kreises verfas-

Gelegenheit eines Beitrages in unserem Dezemberheft. 1932 konstituierten die völkischen Verbindungen dann eine eigene Abwehrfront gegen den NSDStB. Es ist bezeichnend, daß es die Kandidatur Hitlers gegen Hindenburg bei der Reichspräsidentenwahl war, die das konservative Denken dieser Gruppen verletzte. Aber das kam zu spät, um den Gang der Dinge aufzuhalten. Die sieben Jahre zwischen der Krise von 1923 und der Krise von 1931 kehrten nicht zurück. Mit dieser versäumten Chance beschäftigt sich unser heutiger Beitrag. Aus Platzgründen mußten vielfach Andeutungen genügen, wo sicher nähere Ausführungen angebracht gewesen wären (z. B. bei der Rolle des Antisemitismus). Eine Anmerkung verweist deshalb auf weitere Literatur. Notwendig ist auch der Hinweis, daß die „nationale Opposition" gegen die Republik keineswegs auf die völkischen Verbindungen beschränkt war, sondern mehr oder weniger die gesamte Studentenschaft erfaßt hatte. Foto: dpa

sungstreuer Hochschullehrer" in Weimar – solch eine Institution erwies sich einst als notwendig! – sagte er: „Was ist das für ein Unglück, daß unserer Studentenschaft die heutige (republikanische) Staatsform verekelt wird, zwar nicht immer direkt, – das wagt man nur zuweilen durch eingestreute Bosheiten zu tun – aber indirekt durch die politische Gesamtstimmung ihrer Lehrer . . . Von den Universitäten muß insgesamt jener Geist einer selbstverständlichen und freudigen Anerkennung des Staates wieder ausgehen, der früher da war . . ." Nicht nur die ältere Generation denke reaktionär, alle Jahrgänge der akademischen Welt, bis zur Studentenschaft herunter „bringen jene emotionalen Politiker hervor, die immer nur klagen über die Miseren der parlamentarischen Republik und niemals sich klar machen, daß ein eherner politischer Zwang sie geschaffen hat."

Was Friedrich Meinecke, selbst Alter Herr einer Berliner Burschenschaft, hier erklärt, deckt sich weithin mit dem, was Hermann Ehlers 30 Jahre später in Marburg ausführt: „Welche Chance wurde versäumt, welche Möglichkeiten wurden verspielt, warum haben wir abseits gestanden?"

Anmerkung:

Da auf unseren ersten Beitrag hin in zahlreichen Zuschriften um Literaturangaben zum Thema gebeten wurde, möchten wir die interessierten Leser auf den fundierten Aufsatz des Münchener Historikers Wolfgang Zorn: „Die politische Entwicklung des deutschen Studententums (1924–1931)" in: Festschrift für Professor Dr. Ulrich Noack, Göttingen 1961, S. 296 ff, verweisen (mit wichtigen Quellen -und Literaturangaben). Quellenhinweise auch bei Karl Dietrich Bracher, Die Auflösung der Weimarer Republik, 3. A 1960, S. 146 ff. Magere Hinweise auf Sekundärliteratur enthält das List-Taschenbuch Nr. 211, Der Student, S. 165 f. Die Redaktion

Handelsblatt

Deutschlands große Wirtschaftszeitung

Vorzugspreis für Studierende DM 3,50 bei freier Zustellung an die Studien- bzw. Ferienadresse - Kostenlose Probelieferung durch

VERLAG HANDELSBLATT · 4 DÜSSELDORF · POSTF. 1102

VON FREUD ZU ULBRICHT

Der Leipziger Ordinarius für Geschichte der Medizin, Prof. Dr. Katner, ahnte wohl nicht, welches Unheil er auf sich ziehen würde, als er in einer charakterologischen Vorlesung die Ansicht vertrat, „nur bei Vollbarträgern könne man – wenn sie mit der Fülle ihres Bartes nicht das Mienenspiel verdecken wollen – auf echte Charakterstärke schließen, etwa auf eine ungemeine Wesensbeständigkeit". Die Sozialistische Einheitspartei witterte in der Bemerkung prompt einen versteckten Angriff auf den spitzbärtigen Parteisekretär Walter Ulbricht. Obwohl Katner den Vorwurf einer „politisch gezielten Provokation" verzweifelt bestritt, wurde er wegen „Beziehung einer staatsfeindlichen Position" von jeder Vorlesungstätigkeit suspendiert.

buchkritik

Antonin Artauds „Nervenwaage"

Antonin Artaud: „Die Nervenwaage". Erschienen als Band 8 in der von Gerd Henniger herausgegebenen Reihe „Das Neue Lot" und von ihm auch übersetzt. Karl H. Henssel Verlag, Berlin 1961.

Hier ist nicht der Dramaturg Artaud Anlaß, nicht der Mime, der das Theater aus der Geste erneuern wollte und das Wort dabei verwarf; hier soll über Texte gesprochen werden, die Artaud hinterlassen hat, fremdartige Bruchstücke einer immer wieder auf Verstörung zielenden Reflexion, Zeichen eines Denkens, das seine formulierten Äußerungen nur als Residuen seiner selbst anerkennt:

Liebe Freunde, was Ihr für meine Werke gehalten habt, waren nur Abfälle meiner selbst, jene Späne der Seele, die ein normaler Mensch nicht auffliest." (S. 29)

Wo Denken sich so existentiell versteht, hat es nur sich selbst zum Objekt und ephemer die Sprache, durch die es flüchtet vor seiner Erstarrung: dem Gedanken. Grundbewegung dieses Denkens ist also die Reduktion, in der es versucht, über die Entfernung vom Wort in „klumpfüßigem und oft stofflosem Scharfsinn" nach jener Molluske zu greifen, die Artaud „Seele" nennt. Ganz davon abgesehen, daß das frz. Wort „âme" nicht so mit Tradition belastet ist wie das deutsche Wort, so könnte dennoch jenes Bemühen zur Verinnerlichung des dramaturgischen Stils werden: zur Raumchoreographie, zur Ontologie der Innenwelt etwa in der Art Rilkes, könnte die Sprache zur Pantomime der Seele werden. Tatsächlich besteht nun hier ein Zusammenhang zwischen Artauds dramaturgischen Ideen und seinen sprachlichen Versuchen, dennoch öffnet er nicht wie Rilke die Sprache magisch für die ganze Welt, erlaubt er in ihr nicht die totale Identifizierung.

Seine Metaphorik ist karg und sparsam. Im Grunde geht es ihm um den Abbau der Vergleichsschicht bei gleichzeitiger Beschränkung der Korrespondancen. Abstraktes Denken und bildhaftes gegeneinander zu verwerfen, daß in der Verwerfung die Identität beider aufblitzt. Das geht sprachlich natürlich nicht als Behauptung, sondern nur als Struktur. Es würde also auch nicht genügen, wenn Artaud seine abstrakte Sprache allein durchlässig sein ließe für Körperworte, also für Bedeutungen, obwohl die beschränkte Durchlässigkeit seiner Sprache ein bedeutsames Moment ihrer Kraft darstellt. Struktur aber ist die Verwerfung in einem apodiktischen Fragment geworden, wenn es heißt:

„Der Kitzel des Intellekts und die jähe Verwirrung der Körperteile." (N. S. 25)

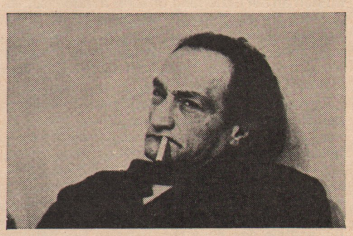
Diese Leidenschaft ist kühl und glühend zugleich. Die Kühle, man möchte fast sagen: die Rationalität dieser Sätze begründen die bewahrten Körperworte, die Physiologie, während Abbrüche oder etwa jäher Umbruch des Begriffs zum Bild, das Aufsteigen der Materie, sie punktuell zum Glühen bringen:

„Eine große Kälte,
Eine fürchterliche Enthaltsamkeit,
Das Zwischenreich eines Alptraums aus Knochen und Muskeln, mit dem Gefühl der Magenfunktionen die wie Fahnen im phosphoreszierenden Licht des Sturms klatschen.
Larven von Bildern, die sich wie mit Fingern stoßen und in keinerlei Beziehung zu irgendeinem Stoff stehen. . . . Daß die Seele die Sprache entstellt oder die Sprache den Geist und daß dieser Bruch durch die Ebenen der Sinne wie eine ungeheure Furche aus Blut und Verzweiflung zieht, das ist der große Schmerz, der nicht die Rinde oder das Gebälk, sondern den Stoff des Körpers untergräbt . . ." (N. S. 52/23)

Daß die physiologische Schicht stehenbleibt, immer wieder da ist, bewirkt, daß, wenn dieses Denken sie überzieht, es immer den Körper des Denkenden überzieht. An dieser Schicht scheitert nicht zuletzt die immer vorhandene Gefahr der Mythenbildung. Und wenn schon ein Mythos von der Seele entstehen sollte, dann würde in ihm weniger die Seele als Geist denn vielmehr als Materie sichtbar.

Ein Satz von Bense zu Michaux erweist den Zusammenhang zwischen den Texten beider, indem er die Intention Artauds trifft:

„Michaux hat die innere Körperwelt als eine Seinsthematik der Literatur entdeckt, offensichtlich will er wissen, wie es der Materie zumute ist." (Passagen, Bechtle-Verlag, S. 30)



Artaud bezieht die Körperwörter so in seine logischen Sätze ein, daß sie zu Widerständen werden, über die das Denken nicht logisch hinwegkommt. Es zersprüht an ihnen zum Bild. (Der Vorgang läßt an Benn denken; etwa an „Gehirne".)

„Wennn ich falsch geurteilt habe, so ist das die Schuld meines Fleisches, aber diese Lichter, die mein Geist von Stunde zu Stunde durchfiltert, sie sind mein Fleisch, dessen Blut sich wieder mit Blitzen bedeckt." (S. 51)

Indem der Text am Körperwort zersprüht, wird er zum Zeichen für ein Denken das auf ein Verstummen am Körper geht: auf die Vorwegnahme des Todes. So wird Kunst ein Weg zum Tod und tatsächlich heißt eine Textsammlung Artauds „Kunst und Tod" (seit Heft 3/1961 übersetzt zu lesen in der Neuen Rundschau).

Es bedarf keiner weiteren Erklärung, daß diese Prosa zur Selbstreflexion neigt. Ein Beispiel wurde schon zitiert. Selbstreflektion oder direkter Gedanke über die Leistungsfähigkeit der Sprache reflektieren in dieser Prosa die Intention ihrer Struktur. Es kann heute keine ernstzunehmende Prosa mehr geben, die nicht dauernd zur Selbstreflexion bereit wäre. Daß es dabei zu Neigungen kommen kann, aus der Sprache auszubrechen aus Skepsis über ihre Leistungskraft, zeigt gerade der „Surrealist" Artaud als Dramaturg, wo er weitgehend den Verzicht auf Sprache fordert. Nun scheitert aber der Verzicht auf Sprache nicht nur, weil Sprache auch Ausdruck ist, sondern wohl eher, weil der Verzicht auf Sprache ein Verzicht auf Erkenntnis wäre. Leute wie Artaud und Michaux sind es, auf welche heute die Aufgabe der Erkenntnistheorie übergegangen ist. In ihrer Prosa manifestiert sich das Ich als Bewegung, existiert es im Entaleiten.

„Das Unvermögen, unbewußt zu kristallisieren, der Punkt, an dem der Automatismus durchbrochen wird, auf welcher Stufe auch immer." (S. 27)

Dieses Fragment Artauds meint das gleiche wie die folgenden bei ihm experimentell gerechtfertigten Sätze Michaux:

„In einem Punkt geschieht es daher auch, daß die Überwachung des Denkens den Gedanken verfälscht, so wie in der Mikrophysik die Beobachtung des Lichtes (der Photonenbahnen) dessen Verhalten verfälscht". (Plume. Limes-Verlag, S. 134)

Beiden geht es um die Wahrheit des Denkens und in ihm um die Identität des Denkenden. „Unbewußt zu kristallisieren" das ist die Utopie. Man könnte sagen: Bewußtsein vom Unbewußten. Beide nähern sich der Utopie auf die einzig mögliche Weise: „poetisch", indem sie sich sprachlich um die Bruchstellen, dialektisch um die Grenze bemühen. Beiden half dabei die Droge, der sie nicht Veränderungen verdankten sondern Entdeckungen oder besser, durch welche das Ich feiner als Parameter beider Momente sichtbar wird. Die Quintessenz dieser Versuche formuliert Michaux, wenn er sagt:

„Es gibt nicht ein Ich. Es gibt nicht zehn Ich. Es gibt kein Ich. ICH — ist nur eine Gleichgewichtsposition." (Plume. Limes-Verlag, S. 131)

Dieses Gleichgewicht aber balanciert „Die Nerwaage". Helmut Hartwig

Ein Barocksurrealist

Jochen Thiem: Eines Bürstenbinders Herzschlag. Erzählungen. 161 S., 8.70 DM / Galle, Gift und Morgenrot. Singspiel. 142 S., 7.— DM / Galvapor. Tragische Komödie. 147 S., 8.— DM / Prügelschlotterstädter Credo. Versuch einer Zeitdeutung. 53 S., 4.80 DM. — Alle: Verlag Eremitenpresse, Abt. Nachlaß Jochen Thiem, Heidelberg 1960.

Wo erscheint heute noch das Werk eines Dichters, dessen Schicksal es war, jung und unbekannt und ohne Mäzen zu sterben? Der Dichter heißt Jochen Thiem; daß uns jetzt, zehn Jahre nach seinem Tode, das Oeuvre ziemlich komplett vorliegt, verdanken wir seinem Vater, der die Ausgabe auf eigene Kosten veranstaltete und editorisch besorgte. Abgesehen von einigen entbehrlichen Stücken (z. B. dem grob romantisierenden „Raps"), sollte diese Liebesmühe nicht verloren bleiben.

„Man kann sich auf Erden — nur noch verspäten", mit diesem Wort aus seinem Drama „Galvapor" charakterisiert sich der ganze Thiem. In den „Golden Twenties" wäre Thiem mit diesem Stück jedenfalls Kleistpreis-würdig geworden. Das Drama, dialektisch in seiner Vielschichtigkeit, basiert auf dem Erlebniskomplex Krieg—Nachkrieg, den etwa ein Wolfgang Borchret höchst undialektisch und darum so erfolgreich verarbeitete. Anders Thiem: bei ihm erlebt das Individuum, a priori gespalten, den Krieg nur noch total, d. h. indem es durch Geiselerschießungen schuldig wird oder sich als Deserteur unschuldig aufhängen läßt. Im Nachkrieg aber ist jeder Geisel oder Geißelnder, nur die „Macht der Hoffnung" (so der Untertitel des Dramas) verführt zum absurden Überleben. So ist denn auch die logische Auflösung dieses Konflikts die der Persönlichkeit überhaupt; die entsprechende Technik (etwa von Orwell her als Gehirnwäsche bekannt) stellt sich hier weniger utopisch-surrealistisch als diabolisch-surreal dar. Formal liegt „Galvapor" zwischen Ludwig Tieck und Bert Brecht; die Songs eines kommentierenden Leierkastenmannes scheinen als entbehrliche Zutat in die dramaturgischen Fugen eingelassen. Dabei bleibt Thiem aber keineswegs im Epigonalstadium, sondern was er vorfindet, wird ihm zum Material für die Version, so wenn er etwa eine ganze umständlich milieuistische Szenenanweisung durch das Wort „Barlach-Gruppe" überflüssig macht.

Mit dem Dramatiker Barlach hat Thiem die Vorliebe für den nichtmephistophelischen Teufel gemein. In seiner Bearbeitung oder besser völligen Neudichtung von Grabbes „Scherz, Satire, Ironie" liegt wohl die tiefere Bedeutung darin, daß man in dieser sehr irdischen Hölle (es ist die des Nachkriegsdeutschlands vor der Währungsreform) fleißig Nietzsche studiert hat. Das Stück heißt bei Thiem „Galle, Gift und Morgenrot" und hat den Wert einer poetischen Zeitdeutung, wie sie der Autor als Theoretiker noch einmal in einem angehängten „Fragebogen" und in dem 1947 teilweise als Zeitschriftenbeitrag veröffentlichten „Prügelschlotterstädter Credo" lieferte. Über die Analyse unserer seit der Steinzeit stereotypen Moralität hinaus sucht Thiem aber die neue Synthese: eine für irdische Verhältnisse endlich relevante Moral, begründet durch ein neues Absolutum der Vernichtungspotenz, einen Gott-Teufel: die Atombombe! „Die Moral hat mit dem neuen Gott-Teufel ihren . . . ‚la morale pour la morale'-Charakter . . . verloren. Sie ist diesseitsbegründet, . . . ametaphysisch und . . . unausweichlich geworden."

Wie man Thiems Ethik aus vitaler Verzweiflung barock nennen könnte, so ist stilistisch das Fehlen kleinlicher Psychologismen in der Menschenzeichnung bei ihm barock, noch mehr aber seine Mißachtung jener ästhetischen Verklärungssucht, „vor allem die Originalität als das ursprünglichste Motiv der Kunst zu suchen" — denn: „Etwas wirklich Neues gibt es nur in den Zeitungen, nicht in Kunst oder Politik." Als reflektierender Poet findet Thiem für die Struktur und Funktion seiner Kunst eine Grundmetapher (man denke an G. R. Hockes Labyrinth-Begriff), er setzt für das dialektische Wesen seiner Dichtung die Chiffre „Januskopf" in demselben Sinne, in dem er sich ironisch als „Barocksurrealisten" apostrophiert. Schwülstig wird er aber selten; nur gelegentlich sagt er etwa statt „Ich frage . . .": „Was der Fragestellung preisgegeben sei, ist . . .". Man vergesse dabei nicht, daß er ja die Gelegenheit zur letzten Durchsicht seiner Manuskripte nicht mehr hatte.

Gegenüber seinen dramatischen und essayistischen Arbeiten wiegen Thiems Erzählungen geringer. Immerhin findet sich in dem Band „Eines Bürstenbinders Herzschlag" ein Prosagedicht „Vorfrühling", das von Aloysius Bertrand inspiriert sein könnte, oder das Romanfragment „Der Nußknacker", eine knappe Todesphantasie in der Art des Karl Hans Strobl.

Klaus M. Rarisch

olivetti

OFFENER BRIEF

an alle jungen Universitätsabsolventen

In den letzten zwei Jahren hat das Gesamtunternehmen Olivetti seinen Absatz um 89 % erhöht. Die Deutsche Olivetti umfaßt heute 15 Zweigstellen in den größeren Städten Deutschlands sowie über 120 Generalvertreter. Olivetti, schon längst in der Lage, ein komplettes Programm an überall anerkannten Büromaschinen zu liefern, ist heute zur Erschließung neuer Sektoren übergegangen durch die Entwicklung hochspezialisierter Maschinen für die Lösung von Problemen moderner Betriebsverwaltungstechnik unter Anwendung der Elektronik.

Die notwendigen Rahmenkräfte zu finden, um unser wirtschaftliches Potential dem ständig wachsenden deutschen Markt anzupassen, ist nun unsere vornehmliche Aufgabe.

Ein solches Programm ist durchführbar, wenn wir uns auf ehrgeizige, junge Menschen stützen können, die neben einer überdurchschnittlichen Bildung die Fähigkeit haben, in relativ kurzer Zeit die Stufen des Vertriebssektors zu durchlaufen, um bald eine verantwortliche Spezial- oder Führungsaufgabe zu übernehmen. Wir legen größeren Wert auf den festen Willen zum Erfolg, auf problemoffenen Sinn, auf die Lebendigkeit der Phantasie und auf Führungseigenschaften als auf Fach- oder Branchenerfahrung.

Die vorberuflichen Kenntnisse unserer Kandidaten können wir integrieren durch eine angemessene Ausbildungsperiode („stage"), die kostenfrei und bereits honoriert ist. Diese Schulung ist je nach dem gesteckten Ziel und dem Ehrgeiz des einzelnen unterschiedlich und findet sowohl in unseren eigenen Ausbildungszentren als auch in unseren Verkaufbüros statt.

Mit einem Anfangsgehalt bis zu 1000,— DM honorieren wir Ihr Studium und Ihr Persönlichkeitsbild.

Wenn die Ihnen hier aufgezeigten Möglichkeiten Ihr Interesse erwecken oder wenn Sie Näheres erfahren wollen, dann schreiben Sie oder senden Sie Ihre Bewerbung an unsere Personaldirektion. Oder rufen Sie unseren Personaldirektor, Herrn Dr. Gerd Nobis, an, um ggf. ein Informationsgespräch zu vereinbaren. Alle Zuschriften werden sofort beantwortet. Die bei einem vereinbarten Gespräch entstehenden Fahrkosten werden vergütet.

DEUTSCHE OLIVETTI A.G. · 6 Frankfurt, Olivetti-Haus (Zeil 53)

Telefon 20006

notiert

Jes Petersen, bisher hervorgetreten als Herausgeber einer Flugblattreihe neuer Lyrik und Graphik, legte soeben mit **Raoul Hausmanns „Sprechspänen"** das erste Buch seines neuen Verlags **Petersen Presse,** Flensburg-Glücksburg vor. „Sprechspäne" umfaßt Lyrik, Prosa, essayistische Arbeiten und zwei Holzschnitte Raoul Hausmanns, der einer der Begründer des „Club dada" in Berlin 1918 war. Im gleichen Verlag erscheint demnächst: **Oskar Panizza „Liebeskonzil",** sowie Ausgaben von Bryen und Franz Jung. „Am Beginn meiner Verlagstätigkeit", schreibt uns Petersen, „stehen nur ältere Namen. Das ist reiner Zufall. Da ich mit sehr geringen Mitteln beginnen muß, ist bei jedem Druck wirklich zu überlegen, ob er jetzt „wichtig" ist; denn ich verlege aus Leidenschaft und nicht, um den Umsatz der Papierfabrikanten zu managen." DISKUS

●

Gedichte von **Andreas Gryphius** hat der Insel-Verlag als Band 703 in der Reihe seiner wohlfeilen Insel-Bücherei veröffentlicht. der Band, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von **Hans Magnus Enzensberger,** folgt Hermann Palms Ausgabe von 1884, berücksichtigt jedoch Viktor Manheimers Korrekturen und Ergänzungen von 1904. DISKUS

●

Peter Gorsen (vgl. Seite 12 „Im Falle eines Falles Schröder-Sonnenstern"). ist der Autor des von **Heinrich von Svdow-Zirkwitz** 1962 in Frankfurt verlegten Buches **„Friedrich Schröder-Sonnenstern — eine Interpretation".** DISKUS

HELMUT HARTWIG

Passion und Intellekt

Bemerkungen zur Lyrik Gottfried Benns

Ruiniert erscheint Wissen in Benns Gedichten. Als Germanist, Anglist, Romanist und sehr guter Kenner der abendländischen Kultur brächte Edgar Lohner, Professor für deutsche und vergleichende Literaturgeschichte in New York die Fähigkeit mit, das ruinierte Wissen jener Gedichte alexandrinisch zu rekonstruieren: Mythen aufzufüllen von einem Wort aus, Fremdwörter in ihren wissenschaftlichen Zusammenhang aufschlußreich zurückzuversetzen, die Assoziationen des Lesers zu führen nach dem Gesetz der Sachverhalte. Er könnte die Kruste sprengen, den Damm öffnen – und die Büchse der Pandora wäre aufgebrochen; unaufhörlich würde das Chaos der geschichtlichen Welt ausbrechen, die Sintflut ungebändigter Bedeutungen hervorquellen aus jener Schale, die Benn Form genannt hat oder individualisiert: Gedicht. Was geschieht mit den Wörtern in Benns Gedichten?

Zuerst werden sie gegen die geschichtliche Welt isoliert, werden ihr entzogen, indem sie eingehen in die Welt der Formen, die zuerst und wesentlich existiert als Arsenal von Artefakten, von Gedichten. Nun ist aber diese Isolierung gegen die geschichtliche Welt im Gedicht nichts von vornherein Gegebenes sondern gerade dessen Leistung, genauer: die Leistung des Kontexts. Während der Gebrauch in der geschichtlichen Welt das Wort verdinglicht, macht das Gedicht diese zweckhafte Verdinglichung rückgängig, indem es den „Inhalt" des Wortes zerstreut.

Mallarmé hat diesen Vorgang unübertrefflich beschrieben und es sei nur zur Orientierung dazu bemerkt, daß es sich hier um einen Vorgang der „Chiffrierung" des Wortes handelt, den allerdings diese Bemerkungen in seiner Totalität nicht verständlich machen können:

„Wonach wir vor allem trachten sollen, ist, daß die Worte im Gedicht – die schon so sehr sich selbst genug sind, daß sie keine Eindrücke von Außen mehr aufzunehmen brauchen – sich gegenseitig bespiegeln bis zu einem solchen Grade, daß sie nicht mehr ihre eigenen Farben zu besitzen scheinen." (Zitiert Lohner S. 258)

Nach Mallarmé soll also das Gedicht die Zerspiegelung des „Inhalts", der Wörter leisten. Der Vorgang, in dem das geschähe, wäre als reine ästhetische Gegenwart der „Gehalt" des Gedichts.

In dieser Weise sind Mallarmés Gedichte reine Gegenwart. Sind es aber auch die Gedichte Benns mit der gleichen Konsequenz? Eine einfache Überlegung erweist den Unterschied. Mallarmés Wortschatz ist semantisch indifferent; die Gegenstände seiner Gedichte sind im Grunde nur Vorwand, damit das Gedicht die Erinnerung an sie zerstöre – ähnlich wie die Gegenstände auf den Bildern der Kubisten: auch sie werden im Bild „zerspiegelt". Benns Wortschatz ist ausgedehnter, deutlicher auf Fülle aus, er greift ‚polemischer' nach Kultursphären; ganz sicher bleibt für Benns Ausdruckswelt oft noch das wichtig, was er in den Prozeß der Zerstörung, den das Gedicht darstellt, hineinreißt. Benns Lyrik ist noch bedrängt vom Chaos der Objekte. –

Diese spezifische Struktur Bennscher Gedichte fordert eine vorsichtige Methode, erlaubt aber zugleich, daß der immanente Zusammenhang der Gedichte bei der Interpretation eher überschritten werden darf als bei Mallarmé. So ist es auch durchaus berechtigt, wenn Lohner über Einzelinterpretationen hinaus die Sprachwelt Benns aufbaut und, indem er Funktionsbeziehungen zwischen Chiffren beschreibt, einen Gehaltszusammenhang herstellt, der die poetologische Betrachtungsweise als anthropologische sichtbar werden läßt und umgekehrt. Der oben skizzierten Gefahr entgeht er dabei, indem er über die Selbstentzündung des Gedichts am Denken in die Interpretation hineingerät und erst gleichsam in Exkursen die Sprachwelt des Gedichts auf die Welt der Geschichte, des Wissens hin öffnet, dann die anlaufenden Assoziationen vom Gesamtwerk Benns zuerst und dann vom Gedicht selbst her wieder zu schließen versucht. Einige Exkurse sind dann für das Verständnis des Gedichts überflüssig, doch holt die methodische Besinnung diese Tatsache meistens wieder ein und weist damit dem Exkurs einen vom Gedicht weiter entfernten Ort an. (S. 102 Pascal und das „moi haissable".)

Im besonderen geht es nun Lohner darum, nicht nur die Position der Bennschen Lyrik in der modernen zu bestimmen, sondern die Tradition modernen ästhetischen Denkens aufzuweisen, allerdings weniger über die Darstellung des ästhetischen Zustandes der Sprache, als über den Zustand der Reflexion über Sprache. Aus umfassender Kenntnis der Weltliteratur hat er im 1. Kapitel den „Weg zur Moderne" beschrieben. Dabei scheint mir von besonderer Bedeutung der Blick auf die Ästhetik Schillers. Hier wird nicht nur für die Sicht Schillers ein neuer Ansatz gewonnen, sondern zugleich auch die Absolute Kunst der Moderne fruchtbar verfremdet. Wenn Lohner z. B. zeigt, daß bei Benn die Forderung nach Regression, Enthirnung mit dem Chiffrenkomplex „Süden" und dem „Traum" vom Paradies zusammenfällt, den selbst wieder nur das Gedicht als solches realisieren vermag, dann bringt sein Blick auf Schiller dessen Begriff „Idylle" vergleichend herbei (S. 434). Damit aber wird eines der Hauptargumente gegen die Absolute Dichtung angerührt: die Frage nach ihrem Verhältnis zur Gegenwart, zur Tatwelt, ihr Selbstverständnis als Fluchtsphäre. Nun aber kann man gerade bei Benn genau aufweisen, wie seine Entscheidung für die Dichtung jenen Zustand der Erkenntnis darstellt, der nur diese eine ‚Entscheidung' zuläßt, in der sich nämlich das Ich dem totalen Zweckzusammenhang der Tatwelt entzieht. Einer total determinierten Sphäre kann man Sinn nur abgewinnen, indem man sich ihr dauernd entzieht. Und das geschieht im gelungenen absoluten Gedicht als innerster Vorgang, wenn in ihm das Ganze das Einzelne, der Gestaltzusammenhang des Gedichts die Inhalte der einzelnen Worte – gleichsam ihre Zweckfunktion – zerspiegelt. Dieser Vorgang enthält als ästhetische Gegenwart mehr Bedürfnis nach Sinn als das schreiende politische Pamphlet. Zur Kritik Alfred Anderschs etwa an Benn (Mugsch polemische Orgie ist indiskutabel) sei noch gesagt, daß auch der Dichter der Morgue niemals in dem Sinne ein sozialer Dichter war, daß seine Neigung der Schicht der Unterdrückten gegen die Unterdrücker gehört hätte. Benn hatte nie Mitleid, das er zum Menschheitspathos hätte transzendieren können. –

Um auf Lohners Buch zurückzukommen. Es könnte nun scheinen, als verfiele er in den Fehler, das Neue nur als das Alte entdecken zu wollen; tatsächlich geht es ihm aber an entscheidender Stelle immer wieder um den Unterschied. So charakterisiert er im Schlußkapitel allgemein durch Negationen Benns Auffassung vom Geist und begrenzt seinen Vergleich mit Schiller folgendermaßen:

„Dichtung ist nicht mehr, wie bei Schiller, die zweite Schafferin des Menschen, die ihm das in der Wirklichkeit bedrohte und unmögliche Leben zurückgibt; denn das ist es doch, was letztlich hinter allen, auch noch so modernen poetischen Äußerungen Schillers sichtbar wird. Dichtung ist vielmehr das Refugium des Absoluten. Das Gedicht als Schein, als Spiel der Einbildungskraft wird das absolute Gedicht, „das Gedicht ohne Glauben, das Gedicht ohne Hoffnung, das Gedicht an niemanden gerichtet". (Seite 261)

Die positive Bestimmung des Bennschen Gedichts bleibt hier angenehm leer, hohl, nichtssagend, wenn vom Refugium des Absoluten gesprochen wird. Tatsächlich ist ja das Absolute, was das Gedicht meint, kein Begriff, sondern die Bewegung seiner selbst, zu der sich die Interpretation entfalten müßte. Die Entfaltung geschieht in der Einbildungskraft – sagt Lohner. In dem, was als aktuelle Kraft nun in der Interpretation die Einbildungskraft repräsentiert, zeigt sich eine wie mir scheint Hauptschwierigkeit bei der Interpretation moderner Lyrik überhaupt. Ihrer eigenen Schwerkraft nach neigt die Einbildungskraft dazu, sich selbst in erster Linie in der Weise optisch und akustisch ins Denken zu bringen, daß sie auf mimetische Wortbedeutungen realisiert. Sie geht dabei auf Bilder und Anschauungsganzheiten aus, kommt auf Gegenstände. Gerade aber von dieser Neigung will das moderne Gedicht sie wesentlich abziehen. Syntaktische Spannungen rhythmische Rückungen, schweifende Anschauungsimpulse sind die sprachimmanenten Affekte, über die das Gedicht versucht, die mimetische Neigung der Einbildungskraft zu zerstören. Das ist nur eine andere Beschreibung jenes Vorgangs, in welchem die Wörter im Gedicht zerspiegelt werden, oder wie Benn sagen würde, im Prozeß der Ausdrucksbildung die Wirklichkeit zertrümmert wird.

Auf diese Weise will das Gedicht die Einbildungskraft tiefer in sich hineinziehen. Es kommt zur Forderung einer monomanischen Interpretation.

So geht es am Anfang des Gedichts „Das späte Ich" ganz sicher nicht um Parallelismus zwischen Ich und Natur – wie Lohner Seite 97 ff. meint –, denn gerade die Voraussetzung für diesen Bezug leugnet Benn strikt.

O du, sieh an: Levkoienwelle,
Der schon das Auge übergeht,
...

Vielmehr scheint mir jene Bewegung zuerst der Gehalt, in der die Fähigkeit des Wortes „Levkoienwelle", im doppelten Sinne Anschauungsobjekt zu sein, sich auflöst, indem über die Wirkung des zweiten Verses die bedeutete Bewegung zur schwebenden Qualität befreit wird und zugleich sich an den Blick flüchtig bindet. Dabei löst sich auch das grammatisch logische Verhältnis der Satzteile. Nicht der Levkoienwelle geht das Auge über, sondern dem, der ansieht, zerfließt sein Blick zum faszinierenden Wort. So wird mimetische Einbildungskraft im sprachimmanenten Vorgang ‚verworfen'. Natürlich verliert dabei auch der Blick seine sinnliche Realität und was bleibt ist ein „Verweisungssystem" (L. S. 104) sprachimmanenter Denkaffekte, in welchen der Unterschied von Abstraktion und Anschauung aufgehoben ist. Der Versuch, jene Vorgänge zu beschreiben, die ich Affektkorrelate sprachlicher Abläufe nennen möchte, ist ebenso schwierig wie problematisch, obwohl gerade die moderne Lyrik, indem sie den Sinn weit hinter den Begriff ins „Sinnliche" der Realisation verlegt, unausweichlich eine solche Ontologie fordert. Es darf nun allerdings dabei nicht dahin kommen, daß sich die Interpretation von Gedichten darauf beschränkt, diese auf abstrakte „Ausdrucks"-Qualitäten wie das Schwebende, das Ziehende, das Sich-Bewegende zu reduzieren. Wie mir scheint, kann die Interpretation von Gedichten deren Wahrheit nur vollziehen, indem sie die Struktur der Verwerfung von Gedanken zu Ausdruck zuerst einmal zu ihrer eigenen macht, um jedoch gleich darauf von dieser „Imitation" sich begriffsbildend zu distanzieren. Allerdings hat eine solche Interpretation nur dann ihre Berechtigung, wenn es gelingt, die Gültigkeit jener Affektkorrelate für jedes genügend willige Bewußtsein, ihre Objektivität zu erweisen. Letzter Grund für die Forderung nach jener Methode ist die Tatsache, daß es sich eben bei der Realisierung von Gedichten im besonders starken Maße um Affektdenken handelt, um ein Denken, das immer geneigt ist, sich in jene Momente der Sprache zu verlieren, in denen sie Ausdruck ist. Wie sagte Gottfried Benn, als er über die Rolle der Kunst bei sich sprach?

„Für den, der sich bemüht, seinen Inneren Ausdruck zu verschaffen, ist Kunst nicht etwas Geisteswissenschaftliches, sondern etwas Körperliches wie ein Fingerabdruck."

Von einer experimentellen Forderung nach monomanischer Interpretation, die methodisch zu objektivieren wäre, kann natürlich ein Buch wie das von Edgar Lohner nicht ernsthaft berührt werden. Lohner schreibt aus enger Bindung an die Gedichte heraus ein Buch über die Dichtung Gottfried Benns, die selbst wieder einen Platz in der Geschichte der modernen Dichtung einnimmt. Er verspricht in einer Anmerkung (S. 265) eine „Poetik der modernen Lyrik" – man darf auf sie gespannt sein. Es bedarf keiner besonderen Bemerkung, daß ihm die Struktur von Lyrik dauernd gegenwärtig ist. Dennoch sollen zwei jener unauffälligen Stellen zitiert werden, wo die Gegenwart jenes Wissens sich als begreiflicher Takt niederschlägt, während sich die Darstellung scheinbar gezwungen sieht, dieses Wissen zu verleugnen:

„Es ist, als ob die dichterische Aussage den Gedanken mitteilen wolle . . ." (Seite 120)

„Um das Verständnis zu erleichtern, stelle ich jedem der drei Teile des Gedichts eine Überschrift in der Form eines allgemein gehaltenen Kommentars voran . . ." (Seite 96)

Wenn es im Zug einer größeren, sich geistesgeschichtlich ausdehnenden Arbeit liegt, den Zustand des Späten Ich jenseits seiner ästhetischen Mainfestationen aufzuweisen, so verschwindet doch in Lohners Buch dieses Ich immer wieder in seinem Werk, und zum Schluß bleibt nur „Das absolute Gedicht" zurück als faszinierende Gegenwart für immer wiederholbare Spiele des Intellekts. Helmut Hartwig

Edgar Lohner: Passion und Intellekt. Die Lyrik Gottfrieds Benns. Luchterhand 1961. Neuwied/Berlin-Spandau, 297 Seiten.

DEM WAHREN SCHOENEN GUTEN

2

allerlei Nuetzliches fuer all- und sonntags mit kleinen Winken die große Kosten ersparen sowie Erbauliches fuer festliche Stunden unserer hochverehrten Leserschaft ausgewaehlt und zusammengestellt von Roul Tranchirer

Die beiden Eltern sahen ihrem Kinde mit dem vollen Glück ihres Herzens nach. „Wie schön sie ist!" sagte die Mutter. „Und wie brav!" sagte der Vater. „Und wie freundlich und kindlich und liebevoll gegen uns!" sagten sie alle beide. Der Pfarrer las und rauchte seine Pfeife. Die Pfarrerin strickte und ließ über das Strickzeug hinweg die Augen durch das Gärtchen über Dorf und Schlucht zu den Bergen hinaufschweifen, mit einem eigentümlichen Ausdruck ihres Gesichts. Und dieser Ausdruck schien zu sagen: „Das Kind ist so besonders schön, so brav und edel und hat die vortreffliche Ausbildung in der Pensionsanstalt zu Cannstatt erhalten." Das Mutterherz hat seine besonderen Pläne, Hoffnungen und Träume. Doch diese Hoffnungen und Träume sie wurden in ihnen unterbrochen. Aus einem der Berge, die das Thal umgaben, ertönte der schrille Schrei einer Eule und oben an der Kirche über dem Pfarrhaus erschien ein junger Mann in der eleganten Kleidung des Touristen; es war eine hohe Gestalt, von stolzer Haltung. „Er nennt sich Bormann", sagte der Pfarrer.

Der Pfarrer ging mit dem Knecht, sein Kind suchen. Sie erstiegen den Ahornberg und fanden sie nicht; sie fanden keine Spur, daß sie dagewesen sei. „Johanna, Johanna, mein Kind!" rief er in den Berg, in die Schlucht, in die Berge umher hinein. „Fräulein Johanna!" rief der Knecht. Sie erhielten keine Antwort.

Als der Wirth hinaufging, dachte er „Da muß ich doch etwas von ihnen sehen". Er sah nichts, auch sein Sohn nicht. In dem Zimmer standen zwei Betten, beide waren mit Vorhängen versehen und mit denselben dicht und fest umzogen, die Frau mußte darin liegen, denn man sah sie nicht im Zimmer. Man sah sie aber auch hinter den Vorhängen nicht in dem Bette. Der Mann saß an dem Bette der Frau. Er war auch von Pelz und Mütze befreit, die jetzt auf den Stuhl lagen; aber er hatte sich hinter dem Vorhang über das Bett gebeugt. So sah man wieder nichts von seinem Gesichte; man erkannte nicht einmal seine Gestalt. Er sprach nichts; man vernahm auch keinen Ton der Frau.

Gartenlaube 1865, 3 Abschnitte aus J. D. H. Temme: Der Ruf der Nachteule.

Zweifellos gibt es heutzutage eine Menge Gesindel; daß aber die Sorglosigkeit und die falsch angewandte Bequemlichkeit des Publikums solchen Burschen die Arbeit erleichtert, ihnen zur Verübung der Schandthaten den größten Vorschub leistet, geht aus verschiedenen Raubmorden hervor. Durchaus beachtenswerth ist deshalb eine neuerdings unter der Bezeichnung „Vigil" in den Handel gebrachte Patentschutzvorrichtung, die es ermöglicht, sich

Sicherheitsvorrichtung „Vigil".

in bequemster Weise gegen ungebetene Besuche zu schützen. Es handelt sich um einen Sicherheitsthürverschluß, ein nicht umfangreiches messingvernickeltes Instrument, vermittelst dessen man, in Folge seiner eigenartigen, außerordentlich einfachen Konstruktion jedes, auch das einfachste Thürschloß derartig, und zwar ohne Anwenden von Schrauben, Nägeln etc., versichern kann, daß ein Öffnen desselben durch Nachschlüssel, Zange, Dreikant oder andere Werkzeuge unmöglich ist. Es läßt sich an Korridor- und Flurthüren ebenso leicht anbringen, wie an den Thüren, welche zu den Wohn-, Arbeits- und Schlafräumen führen. Es sollte an jeder Thür, muß aber an der Flur- und Schlafstubenthür angelegt werden. Denn angenommen, ein Verbrecher schafft sich von außen einen anderen Eingang, als die Flurthür, oder er umgeht das Schloß, schneidet die Füllung einer Thür aus etc., so muß er diese zeitraubende und geräuschvolle Prozedur an der Thür, welche mit Vigil gedeckt ist, wiederholen, um zu dem Raume zu kommen, wo das Werthvollste untergebracht ist. Für eine Reichsmark ist dieses nützliche, dabei vornehm aussehende Instrument in allen Eisenhandlungen zu haben, sowie beim Fabrikanten Theodor Schröder, Berlin SW., Gneisenaustr. 2.

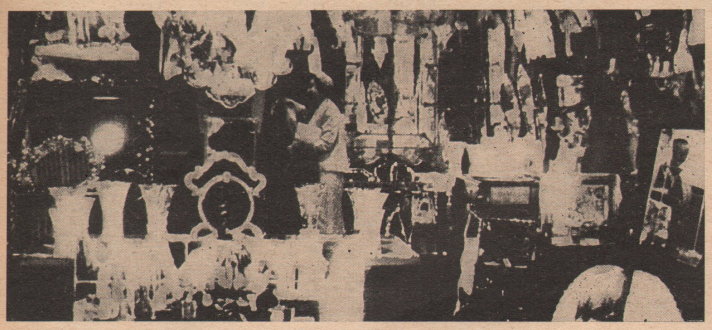
Aus: Zur Guten Stunde, Berlin 1897.

Mittel gegen Wanzen: Wir entnehmen die folgenden Angaben einem Artikel des Berliner „Militär-Wochenblattes" aus der Feder des Corpsstabsapothekers Bernegau. Zur Vertilgung der lästigen und am häufigsten vorkommenden Insekten, der Wanzen, macht der Autor die nachfolgenden Vorschläge: Bei der großen Plage, welche diese Insekten verursachen, und dem hartnäckigen Widerstand, den diese Tiere den vielfach angepriesenen Vertilgungsmitteln entgegensetzen erschien es angezeigt, den Wert der einzelnen bekannten

Vertilgungsmittel experimentell zu prüfen, um zu einem billigen, wirksamen und möglichst für Menschen und Tiere gefahrlosen Mittel zu gelangen. Um die Mittel zu prüfen, wurden in Kasernenstuben Wanzen gefangen und in reine trockene, starke Glaszylinder gebracht, worin dieselben sich munter auf dem Boden bewegten. Als Vertilgungsmittel wurde Hitze angewandt: schon bei gelindem Erhitzen des Glaszylinders wurden die Tiere rasend und fielen leblos hin.

Aus: Zur Guten Stunde, Berlin 1899.

franz mon ■ herzzero



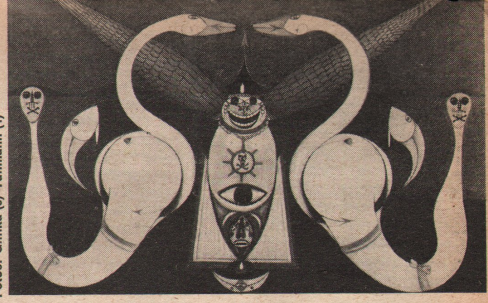
dialogische übungen ■

wer ist dran
wer ist dran: adler oder ziffer
ziffer
adler
zeig auch die rechte hand
ich hab keine
wieso ist dann die linke leer
es ist nicht die linke. mach gefälligst die augen auf
ich hab sie auf; da war wer dran
wer soll da dran gewesen sein
bocker
der schläft noch
der schläft immer. klopf mal
laß ihn. er hat das schlummerchen nötig
es schleift schon
legs ohr dran
dann klemmts
schläfst du schon
ja, längst
schlucks einfach runter
es kreischt so, wenns naß wird
du brauchst nur die zunge fest anzudrücken
ich höre nichts
nachts hört man doch viel besser
nachts ist es was anderes
hör auf, es reißt gleich
gleich und gleich gesellt sich gern
woran siehst du das
ich sehe es nicht, ich höre es
ich höre nichts
doch beweis genug
vorsicht, es kippt sonst
es kann gar nicht kippen, mit dem breiten fuß
meinst du. und wie wars mit dem bocksbeutel
der hätte besser hängen sollen
drehs rum
so nicht
ich halt die hand vor
ich muß aber die nummer sehen
dannn machs selbst
bitte
bohr nicht so
ich bohre nicht, ich zähle
soweit kann man gar nicht zählen
man kann. probiers nur selbst
eins
weiter
nein, lieber nicht
warum nicht. der anfang war doch sehr schön
der anfang ist immer sehr schön
willst du nicht
willst du denn
will der denn überhaupt
wenns darauf ankommt
weißt du denn, wie es weitergeht
weißt du, wieviel sternlein stehen
schau dirs auf der karte an
da ist nur ein weißer fleck
aber weiß steht dir doch so gut
wunderts dich
weiß ist die farbe des futterneides
ein honigbrot mit weißlicher kruste
kratzt es
nein, es schmeckt nur ein wenig bitter
mit dem gesicht nach unten
da bist du selbst dran schuld
wem der mund voll ist, läuft das herz über
wie weiße wolle
und ebenso feucht
es gibt schon einen fleck an der decke
und niemand sagt was
niemand sieht was
und wer saugt den honig
wer ist der jüngste
wer heizt denn noch mit kohlen
wolle ist viel vorteilhafter
und dabei so preiswert
und so friedliebend
wir wollen es gar nicht mehr anders

wo ist wilhelm
im siegerland
das ist doch abgebrannt
das kann ja gar nicht brennen
nimm doch den mund nicht so voll
einen teelöffelvoll
ein ohr voll
mehr nicht
meinetwegen
mehr auf keinen fall, oder hast du angst
gibts denn eine alternative
natürlich. zwei rechts, zwei links, zwei finger, zehn augen
bitte zähl mit zur kontrolle
bitte zähl weiter
eins. eins ist die mutter. eins ist der vater. eins ist der schaffner. eins ist das kind. wieviel sinds jetzt
fünf
dann fehlt noch einer
vorn oder hinten
das spielt keine rolle. er muß nur eine feder haben
zum aufdrehn
natürlich. wozu sonst
zum kitzeln
du immer mit deinem kitzeln. gewöhn dir das ab
ists naß, so klebts besser
dann laß erst ein bißchen wasser ein
es läuft schon. im uhrzeigersinn
aha, die ablösung von system durch methode
wobei wir nicht vergessen, daß auch ein system methode braucht
gewiß. doch erfordert nun keineswegs methode auch ein system
das ist ja lustig
gewiß viel lustiger als halma
haben wir eigentlich lange nicht mehr gespielt
wollen wir
aber ohne umwerfen
wie du willst
wo ein wille ist
so ist es doch schöner, meinst du nicht
schöner zugegeben, aber nicht feinsinniger
pfeif auf feinsinnig
wer weiß, wie es nachher ausschaut
leicht anschwellend
es könnte ein gesicht sein
was schadet es
und wenn, es wäre belanglos. es schmerzt nicht, es ist warm, aber es brennt nicht. es breitet sich sehr rasch aus und ist vorüber, ehe daran gedacht wird
einfach aufhören
einfach nicht hinsehen
einfach abreißen
findest du dich zurecht
mit leichtigkeit. nur: wo ist vorne
wo der riß ist
hörst du was
es tropft
es war doch fest zugedreht
der alte gummi tuts nicht mehr
ich höre nichts mehr
ich höre es so gern
sims
wie
sims. wie mans spricht
richtig. drehs langsam zu
hab ich schon. doch es nutzt nichts, solange es so rüttelt
ists jetzt besser
leider nicht
nur nicht den kopf reinstecken
der ist auch viel zu dick
rüttele mal
ich rüttele. aber es rutscht nur der zeiger runter
der ist doch bloß gemalt
er rutscht aber. vielleicht dreht sich die ganze scheibe

das kann nicht vom bloßen rütteln kommen
es kann vom langen liegen kommen
liegst du bequem
wie erschossen
wie er bellt
wos drauf ankommt
zwei heben vorn, einer kriecht drunter, einer schnallt zur vorsicht den schlauch ab, einer schiebt einen strohballen heran, einer hängt sich mit ganzem gewicht an den schnabel, daß er nicht zu früh zurückspringt, zugleich dreht einer den zeiger bis zum anschlag, einer hilft drehen, einer, aber er muß eine gute konstitution haben, bläst mit voller lunge
wenn die naht platzt
wer sich umdreht
wens trifft
wenn man drin ist
anfangen. aber wie
sie streifen nur die klammer ab, drücken das häutchen ein, ganz leicht, es gibt kein geräusch, schieben die ziffer vor, die in der narbe links neben der schutzmarke erscheint, führen den schlauch zum mund und atmen tief durch. wenn sich ein hellgrüner niederschlag auf der haube zeigt, lockern sie das erste glied, doch nur so weit, daß ein daumennagel in die ritze paßt, und spannen das gewebe, bis das blasen zu spüren ist
beißt es
keine spur. es ist warm, aber brennt nicht. es rennt wie eine fliege und hinterläßt einen weißlichen streifen, der sehr rasch hinwegtrocknet
jeden moment von vorn
von vorne geht es leichter
warum nicht sofort
warum minus mal minus
warum blei und nicht ocker
und nie wieder im grünen
grün steht mir doch so gut
es steht ja dran
seh ich. aber wie kommt da luft rein
luft ist doch überall
aber nicht soviel und nicht immer wieder neue
luft wandert unablässig, ähnlich wie der wind, nur gleichmäßiger
ach so, wie der wind. ist das denn keine luft
nein, denn den kann man ja sehen. luft dagegen ist unsichtbar, es sei denn, sie ist erhitzt. dann kann man auch sie sehen
dann ist es auch höchste zeit
ist das eine drohung
es ist ein funke hoffnung
grün wie die liebe
gibts denn eine alternative
warum nicht. die gibts immer
sonntags auch
weiß nicht
ich denke, weiß steht dir so gut
sonntags liebe ich gedämpftere töne
und am ersten mai
grün. weil man dann auf dem wasser geht
ja, das paßt gut. und man braucht sich nichts mehr weiß zu machen
schon wegen der grasflecken, weißt du
und der angler
ja, der vielen angler. und der musketiere
und der spinnen
richtig. die können prima auf dem wasser laufen, wegen ihrer langen beine
dann müßten es auch die musketiere können
die können es auch, nur nicht so gut, weil sie weniger haben
weniger was
weniger heu und hafer
welch schöner irrläufer
und so leicht zu erkennen
ich verstehe überhaupt nichts
ist doch ganz einfach. versuchs mal
ich bin doch keine fliege
warum eigentlich nicht
sie erhalten nachricht
warten sie, bis sie aufgerufen werden
sind es noch viele
eine menge
alle
mehr
wieviel zähne hat der mensch
einen mundvoll
mehr nicht? und die andern
zählen nicht. wer weiß, ob es die überhaupt gibt
ist das nicht beunruhigend
es ist nur so eine redensart
wenn es sie aber gibt, werden sie mitgezählt, wenn alle gezählt werden
wen interessierts außer der müllabfuhr
die feinschmecker und die honigbienen
im zweifelsfalle also nicht
wieviel zähne hat ein mensch
ein einzelner
ja einer
das kommt darauf an, wer es ist
wenn es ein general ist
ein promill
wenn es ein schuh ist
auch nicht mehr
obswahrist
obs ein junge ist
obst ist so gesund
und wenn er sich umdreht
muß er selbst dafür gerade stehen
und wenn ich mich umdrehe
dreh da nicht dran
wenn ich geradeaus, wenn auch nicht ganz gerade, weitergehe in dem bewußtsein, mich nicht umgedreht zu haben. wenn ich mich umdrehe, wer dreht sich um
wenn ich mich umgedreht habe, wo ist hinten
wer hindert dich daran
wo geht die sonne auf
hinten im herzen
aller augen warten darauf

fehlt denn noch was
ein rabe
du hast doch einen
einen
wieviele gehen auf einen
das ist von fall zu fall verschieden. angenommen, du wärest einer
ich, warum gerade ich
es ist nur eine annahme
worauf gegründet
auf die sinnliche wahrnehmung und den gesunden menschenverstand
na gut
stell dir vor, du wärest ein punkt, einfach ein punkt
ich tus, dir zu liebe
ein punkt ohne ausdehnung kann gar nicht fliegen
aber denken soll er können
natürlich. nur ein punkt kann denken, sonst wäre es eine linie
es ist auch nicht einer, es sind viele
es handelt sich hier nur um dich
das ist ja das erfreuliche an der geschichte
hast du denn keine angst
nein. notfalls bücke ich mich einfach
wie sieht das aus
vorne wie ein hündchen
und du schämst dich nicht
nicht ein bißchen, so natürlich ist das
und wenn plötzlich wer kommt
wer soll denn schon kommen
wollte denn nicht wer
wer will schon
wo ein wille, da ist ein weg
machen wir aus der not eine fliege
man müßte in der luft gehen können
die musketiere können es
die meisten können es
am seidenen faden geht es ganz leicht
da steht wer
bücke dich einfach
ich bücke mich ja
und mach dich ganz klein und krumm und bewege dich möglichst nicht. wenn wer über dich stolpert, gib keinen mucks, und wenn dich einer tritt, denke einfach, du wärest ein fußball
ich bins nicht gewohnt, doch ich will es versuchen
es geht leichter, wenn du daran denkst, wieviele menschen daran sonntags ihren spaß haben
wenns dir spaß macht
und daß du ja eigentlich kein richtiger fußball bist
woran siehst du das, wenn ich so klein bin
das sieht man schon an der nabelschnur
nennst du das fair
du wirst es schon noch erleben
der mensch lebt nicht vom brot allein
was zählen die paar jahre. dein vater fuhr noch dritter klasse. damals zahlten die viehhändler mit goldstücken, die sie in einer schweinsblase bei sich trugen. und wie lange ist das mit den bärten her, daß die aus der mode kamen? und die gummikragen? das weiß ich sogar noch. man muß nur fest daran glauben
gibt es keine alternative
wozu? das glück muß man herausfordern
in gottesnamen
notfalls macht man aus der not eine fliege
und reißt ihr ein bein aus
auf dem wasser oder in der luft ist sie mit ihren langen beinen sowieso aufgeschmissen
man müßte auf dem wasser gehen können
die fliegen können es
wenn ich mir ein bein ausreiße, bin ich dann eine fliege
wenn du schön still sitzenbleibst
dann kommts aufs selbe raus. ich will aber was sehen
auf dem daumen sitzend kann man alles sehen
da sitzt schon wer
schmeiß ihn runter
es geht nicht, er klebt fest
soll ichs mal versuchen
ja bitte, aber paß auf die schuhsohlen auf
worauf
auf die schuhsohlen. damit die nicht auch ankleben
siehst du schon was
nein. nur lauter menschen
soviele gibt es gar nicht
sie rühren sich auch nicht
essen sie was
nein. aber sie kauen unentwegt
sind sie blind
nein, nur nackt. außer dem letzten, der hat einen mantel wie eine wurst zusammengedreht über der schulter hängen
nackt wird der mensch geboren, nur du hattest einen strohhut auf
es war sehr heiß
bist du nicht ein wassermann
nein, ich bin ein schachtelhalm
nicht so laut. es braucht niemand zu hören
es sieht doch jeder
bleib ganz ruhig sitzen. sie kommen schon von von selbst
darf ich ein honigbrot haben
hör lieber zu, wie es schreit
bin ich das
wie man reinschreit, so tönt es zurück
wer soll da schreien, ich höre nichts
man selbst hört es auch nicht
hörst dus denn
ganz wie der vater
der im himmel
nein. der unter dem bahndamm
zieh dich ganz in diesen punkt. wenn du jetzt denkst, was denkst du
nichts. ich denke nichts. ich fliege



Fotos: Gnilka (3) Tüllmann (1)

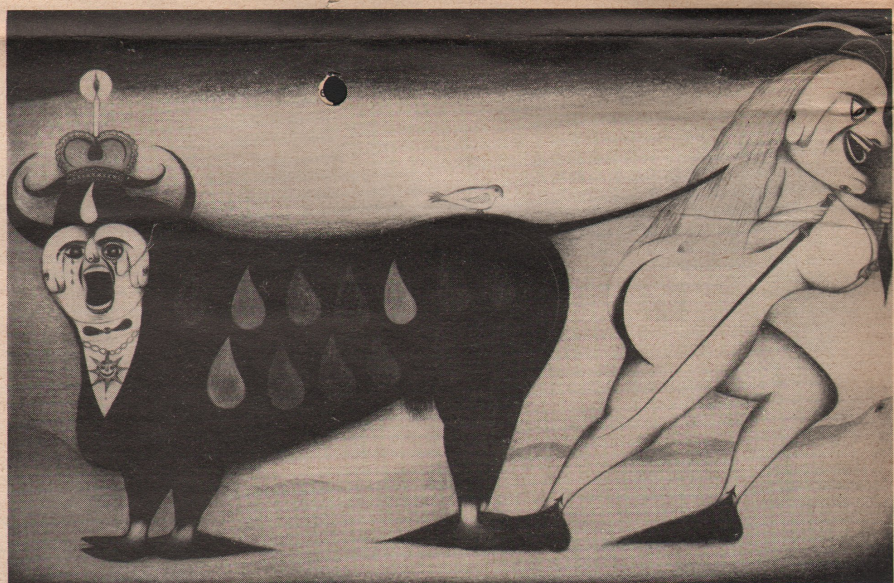
Friedrich Schröder-Sonnenstern

Peter Gorsen · Im Falle eines Falles

Dem Maler Friedrich Schröder-Sonnenstern, von der institutionellen Öffentlichkeit und der deutschen Kunstkritik gerne verheimlicht und bisher nur durch das Schlüsselloch seiner diskreten Sammler und Galeristenfreunde zugänglich, hat Heinrich von Sydow in Frankfurt eine Ausstellung bereitet. (Frankfurter Abendgalerie, Sandgasse 4, geöffnet täglich von 17 bis 22 Uhr außer Samstag und Sonntag.) Die vorgeführten Bilder machen den Hermetismus deutlich, [illegible] den Maler schon seit zehn Jahren in ein Netz peinlicher Vermutungen und Verdächtigungen eingesponnen hält: er sei verrückt, entartet, pornographisch, pathologisch schlechthin — in jedem Fall seien die von ihm abgegebenen Chiffren ‚keine Kunst'. Ohne sich nun gleich der angepaßten Antithese, dem dümmlichen Reklamespruch vom „größten in Deutschland lebenden Maler" verschreiben zu müssen, darf gegen die zitierten Einwände eines kleinsten in Deutschland lebenden Malers geltend gemacht werden, daß sie das produzierende Subjekt mit seinen Produktionen verwechseln, für diese jenen gesunden Kern an Schöpfung von vornherein beanspruchen, auf den ein Patient freilich, will er gesund werden, Anspruch haben kann. Der Aspekt „Verlust der Mitte" ist eigentlich ein heilmedizinischer. Die bekannten Konfusionen um den Komplex einer „pathologischen Kunst" spielen sich unverändert auf dem Niveau des Alternativdenkens ab, dem einer überalterten formalistischen Kunstkritik, die den Begriff des Pathologischen mit einem Federstrich als außerkünstlerischen denunziert und einer davon eingeschüchterten Apologie, die sich darauf beschränkt, für ihren Schützling den Verdacht des Pathologischen wie eine böse Verleumdung abzuwenden oder rückgängig zu machen. Zwischen dem Schiedsspruch einer therapeutischen Kunst-Jura, der Diktatur ihrer biologischen Kategorien und den unter ihnen ächzenden Kunsthändlern, die mit ihrem Star nicht so recht zum Zuge kommen, verhungert die Konkretion eines Kunstwerkes, dessen Wahrheit in der Beschädigung eben jenes Anspruchs zu finden ist, den die einen unterstellen, während die anderen darüber wachen, daß er unterstellt wird.

In dieser Zwickmühle befinden sich die Bilder unseres Malers mit dem einen Unterschied, daß ein öffentlicher Schiedsspruch, von dem die Apologie — sei's im Guten, sei's im Bösen — abhängt, um Stellung zu beziehen, nicht so recht mit der Sprache heraus will. Mit Ausnahme von Franz Rohs geschmeidiger „Geschichte der deutschen Malerei von 1900 bis zur Gegenwart" (1958) registriert noch keine Kunstgeschichte jenen Namen, auf den es ankommen soll. Der Maler ist unbekannt, aber unterm Ladentisch der Galerien spekuliert man mit nichts anderem; zwischen Stockholm und Rivierastrand ist er ausverkauft und vorbestellt, doch der offizielle Startschuß zur Sonnenstern-Börse, sicheres Kriterium der, hier selbstmörderischen, Anerkennung durch die Kunstkritik, bleibt aus. In der Stunde X wird vielleicht ihre Selbstkritik mit der allgemeinen Entdeckung Schröder-Sonnensterns zusammenfallen. Der Berliner Kunstskandal von 1958, made in Pornographie, fand Freunde und die Malerkollegen auf der Seite Schröder-Sonnensterns, es gab Einzelausstellungen in Schweden, Deutschland und der Schweiz, die Surrealisten Bretons holten die Bilder nach Paris und New York —, die in Deutschland längst fällige Diskussion auf der Ebene der offiziellen ästhetischen Gesetzgebung und ihres Ausstellungsforums fand nicht statt. Sie riskierte allerdings buchstäblich im Falle eines Falles — und das erklärt vielleicht ihr Zögern — die Bankrotterklärung eben jener biologistischen Kunstbeschreibung, die ein ihrer Meinung nach ‚echtes' und ‚gesundes' Kunstwerk von einem pathologischen mit simpelen Formenkriterien und imperativen Voraussetzungen sich zu unterscheiden getraut. Werden die zahlreichen unveröffentlichten Essays über den Maler u. a. auch von Henry Miller und Edouard Roditi weiter in den Schubladen vermodern, weil der Gegenstand niemand interessieren soll?

Ein Grund offiziellen Totschweigens scheint die mangelnde ästhetische Hygiene zu sein, mit der sich die unverblümte Gegenständlichkeit der Bilder vor den privaten Heiligtümern der Scham, die wieder nur die öffentlich sanktionierten sind, zu prostituieren wagt, sind die deftigen nach Hahn und Sau geschnittenen Rügesymbole, Allegorien der Indikretion, deren Unanständigkeiten und Bährufe, in den Titeln der Bilder selber als Satiren auf die kodifizierte Moral intendiert, als unaussprechliche, ungenießbare denunziert und unterdrückt werden: „sie dürfen nur in den Luxusausgaben erwähnt werden, sonst geht die Welt aus den Fugen". Henry Miller, der hier zwar pro domo spricht, bindet eine Freundschaft zu dem Maler, der ihn als „zweiten Sonnenstern" verehrt. Die tiefe Wahlverwandtschaft der beiden Sexomanen läßt sich bis zu den literarisch freilich irrelevanten Notizen des Malers zurückverfolgen, die von den Begriffen des Lebensstroms und des Schwunges ebenso durchmustert sind wie die Romane des Freundes, der zur evolution creatrice Bergsons sich offen bekennt. Aber wie jene Passagen des Schriftstellers den Philosophen an Wahrheit übertreffen, wo dessen positiv gesetzte Lebensmetaphysik in der Selbstauflösung überrascht und an der eigenen zugrunde gegangenen Illusionen von der Straße aufgelesen wird, so erreichen die Intuitionen des Malers ihre symbolische Gewalt erst in Bildern des Lebens, das sich nicht erfüllt und hoffnungslos gegen sich selbst wie gegen sein eigenes Versprechen wütet. Gegen den sehnsüchtig eingebildeten Individualismus und Weltverbesserungsfanatismus des Malers behalten noch seine eigenen Bilder, die ihm widersprechen, recht, und sie werden sich gegen ihn selbst — und seine liebenswürdigen Fürsprecher im Nächstliegenden — durchsetzen müssen, um in ihrer gepriesenen Größe für sich evident zu werden. Den zu Ungeheuern verdorbenen Ebenbildern des Lebensstroms hat der Maler seine Tagträume gewidmet nicht um sein eigenes Antlitz, den Propagandisten der Schöpfung zuliebe, rein herauszustellen.

Die erbarmungslosen Augen der Psychoanalyse sind ihm sicher längst auf der Spur und haben die Symbole und Perversionen sicher gestellt, die ihrer Meinung nach ein Psychogramm des ‚Bildner' entwerfen. Die klassische Sexualsymbolik aus Schlangen, Kronen, Spießen und Gerten, die Kardinalneurose des Surrealismus, im Mutterleib intra uterin alle Vorgänge beobachten zu wollen, wird auch jede bescheidenere analytische Neugierde an der Fülle der Ornamente und komponierten Anatomien der Bilder wiederfinden. Für ihre rätselhafte Bizarrerie und die überladene Magie von Zeichen, deren Bedeutungen nicht bekannt sind, hat man die Vorformen aber zunächst aus der nicht minder bizarren Biographie eines Malers zu rekonstruieren, der — inspiriert von einem „Irren-Maler", mit dem er vorübergehend eingesperrt ist — achtunddreißigjährig seine ersten Zeichnungen macht. Insgesamt dreimal wird Schröder-Sonnenstern als Unzurechnungsfähiger eingekerkert bis er das abenteuerliche Leben eines Zirkusclowns, eines Astrologen, Magnetopathen, eines gaunernden Spiritisten und Medikamentenfälschers, eines Schmugglers, Landstreichers und simulierenden Soldaten vor der Ordnung der jeweils geltenden Zivilisation abgegolten hat.

Seit 1950 heckt der peintre ‚naive' seine verletzenden Mondbilder aus, die — insgesamt verschlüsselte Satiren auf den Zustand unseres eigenen bewohnten Planeten — literarisch dem Klima von Oskar Panizzas „Mondgeschichte" vergleichbar sind. Auch ähnlich wie sie, die im beißenden Gestank von Pipi und Käseschwarten eine Waffe fand, die Aufmerksamkeit zu provozieren, schrecken die Bilder nicht vor dem scheußlichsten Anblick eines Sujets zurück, wenn es der beabsichtigten Chok noch steigern kann. Der Instinkt des Berliner hat dem extravaganten Bürger der Stadt und dem Menschen sein lokales Denkmal gesetzt. Nach den in der Inflationszeit hungernden Kindern, die der Wütende mit Brötchen gefüttert hat, heißt der heute fast Siebzigjährige immer noch der „Brötchenfürst von Schöneberg".